

Hoffnungen in Peru.

Zweiter Band.



Hoffnungen in Peru.

Ein Roman

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Zweiter Band.



Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1864.

Inhaltsverzeichniss.

1.
Auf dem Friedhofe.

„Des Staubes eitle Sorgen
Verdüstern unsern Blick.“
Text zu einer Composition von Joseph Haydn.

Fast eine Viertelstunde weit entfernt von der kleinen Stadt lag die letzte Ruhestätte ihrer Bewohner.

Nachdem sie dort sich geliebt und gehaßt hatten, nachdem sie fröhlich und glücklich gewesen, oder nachdem schwere Sorge und Kummer sie niedergebeugt hatte, trug man sie hinaus und legte sie in's schmale Bett, zum letzten, langen Schlafe.

Ihrem Sarge voran gingen einige Weiber, je nach Rang und Vermögen des Verstorbenen mehr oder weniger, und diese weinten, so lange die Kastanienallee dauerte, welche am Thore des

Städtchens begann und einen Theil des Weges zum Friedhofe beschattete.

Länger zu weinen war nicht gebräuchlich.

Die Thränen aber, welche diese Frauen bis zum letzten Kastanienbaum vergossen, waren ehrliche und aufrichtige Thränen, keine geheuchelten, denn sie wurden eben so ehrlich bezahlt, indem diese Weiber per Stück einen Gulden und dreißig Kreuzer rheinisch erhielten.

Dem Sarge folgten die Leidtragenden, wenn vielleicht auch nicht gerade weinend, doch mit weißen Taschentüchern in den Händen, lachende Erben bisweilen, oder ein Gatte, der daran dachte, um welche der Jungfrauen im Städtchen er nun freien wolle, vielleicht auch — warum nicht, — eine junge Frau, die mit tiefem Kummer dem Manne ihrer Wahl folgte, oder ein Vater und eine Mutter mit gebrochenem Herzen der Leiche des einzigen Kindes.

Das sind bittere Thränen, diese letzten, und das unerbittliche Schicksal preßt sie selbst aus dem härtesten Herzen. —

Draußen auf dem Friedhofe, am offenen Grabe, sprach man sich belobend aus über den Verstorbenen, und erwähnte seine Fehler nicht, was eine schöne und gute Sitte, von der wir hoffen, daß

sie noch eine gewisse Zeit gehandhabt werden möge, dann senkte man ihn nieder, warf Erde und Blumen auf sein Grab, und ging nach Hause.

Dann brannte sich der alte Todtengräber Peter Daum gewöhnlich seine kurze Pfeife an, und schaufelte das Grab zu, und hierauf war die Sache zu Ende gebracht.

Heute hatte er diesen letzten Liebesdienst einer jungen Frau erzeigt. Sie war hart und schwer gestorben, wie man sagte, sie, die vor acht Tagen noch fröhlich gewaltet in ihrem neuen Hauswesen. Das junge Leben sträubte sich gegen den Kelch, in welchen der Todesengel von der Spitze seines Schwertes den letzten Gallentropfen hatte fallen lassen.

Dann aber lag sie ruhig und still in ihrem Sarge, das schwarze Haar gescheitelt, das Auge geschlossen unter den gewölbten dunklen Brauen, und eben so die farblosen Lippen.

Sie hörte nicht mehr die dröhnenden Hammerschläge, mit denen man ihren Sarg schloß, und nicht das Poltern der Erdschollen, welche auf sie hinabstürzten, als man sie einscharrte.

Alle diese Dinge machten ebenfalls auf den alten Todtengräber nicht den mindesten Eindruck, denn er hatte fast über die Hälfte der Leute da

drüben im Städtchen ruhig und still in ihrem Sarge liegen sehen, und hatte sie dann begraben, wie diese.

Aber es fror ihn, und als er fertig war, steckte er die Hände in die Tasche seiner braunen Jacke, und schritt seinem Häuschen zu, das im Friedhofe lag, unfern der kleinen Todtencapelle.

Der Winter hatte bereits begonnen, aber trocken, wenn gleich kalt, denn nur von den Bergen blinkte der Schnee, und unten im Lande lag noch das dürre Laub bereift und ungefroren auf dem Boden, wenn es der Wind nicht über die Gräber trieb, und in irgend einer Ecke ansammelte.

Ein Friedhof ist stets ein unangenehmer Anblick, zu solcher Jahreszeit aber geradezu ein abscheulicher. Mag er im Frühling an eine fröhliche Wiedergeburt erinnern, wenn die Blumen sprießen auf den Gräbern unserer Lieben. Mag er im Winter, wenn die Natur selbst das große Leichentuch ausgebreitet über Feld und Flur, ein Bild sein der stillen und heiligen Ruhe des Todes, im kalten und unfreundlichen Spätherbste stellt er eine Leiche dar, unheimlich und halb in Verwesung begriffen, nur an das Scheiden erinnernd, nicht an's Wiedersehen.

Der alte Peter Daum schritt über das gelbe,

niedergetretene Gras zwischen den Leichensteinen, an welchen verwelkte Kränze hingen, und an solchen vorüber, die bereits halb versunken waren, und als er an seine Wohnung gekommen und in die niedere Stube getreten war, flog ein heiterer, fast glücklicher Zug über das gefurchte Antlitz des alten Mannes.

Es war warm drinnen im Zimmer, das Talglicht, das bereits brannte, warf seine freundlichen Strahlen auf die berußten Wände, und fast gleichzeitig mit ihm trat Frau Elisabeth, seine Hausehre, ein mit der dampfenden Suppenschüssel.

So liebte er es; nach dem letzten Spatenstiche draußen wollte er immer im Hause seine Ruhe und Ordnung haben, und überdem war eine warme Suppe am Abend ihm äußerst angenehm, schon wegen der Abwechselung, die Frau Elisabeth in dieses Gericht zu bringen wußte.

Was später kam, das wußte er ohnehin. Franz Drake's köstliches Geschenk, Kartoffeln, die noch nicht lange zu jener Zeit allgemein das Bürgerrecht erhalten hatten in Deutschland, und die er selbst zog in einer bescheidenen Ecke des Friedhofes, weil die hochwürdigen Oberen das zur Hälfte erlaubt hatten, zur andern durch die Finger sahen.

Die beiden Alten, denn Frau Elisabeth war, wenn gleich einige Jahre jünger als er, doch längst kein junges Weib mehr, beteten, dann aßen sie schweigend, langsam und mit Ruhe, und hierauf brannte Peter seine Pfeife von Neuem an, setzte sich zum Ofen und blickte durch die geschlossenen Fensterscheiben hinaus auf den Garten, den er bestellte mit der Saat für die große Ernte am jüngsten Tage, zum Frieden der Menschen und zu Gottes Ehre.

Im Sommer pflegte er das zu thun von der Laube vor dem Häuschen aus, um welche er rothblühende Feuerbohnen gezogen hatte und Jelängerjelieber.

Zur Stadt ging er nie des Abends.

Er hatte sich das so angewöhnt in früherer Zeit, als er seine Frau heimgeführt hatte, die sich anfänglich graute, allein da draußen unter den Todten, und doch jenesmal noch keine Magd halten wollte, so wie jetzt, da sie älter geworden.

So hatte er sich das Daheimbleiben angewöhnt, und jetzt wäre er um keinen Preis mehr aus dem Hause gegangen, und heute schon gar nicht, da der Mond so hell auf seine Leichensteine schien, was er besonders liebte.

Jetzt zeigte er mit der Spitze seiner Pfeife hinaus auf die im Mondlicht glänzenden Gräber:

„Weißt Du noch, Elisabeth, wie Du dich fürchtetest in den ersten Jahren, wenn draußen der Mond so hell schien wie heute, und wie Du glaubtest, die da drunten stiegen aus ihren Gräbern, und huschten zwischen den Leichensteinen auf und nieder?“

„Freilich weiß ich's,“ erwiederte ruhig die Frau, „und ich weiß auch, wie mir die Haare zu Berge standen, wenn ich nur durch's Fenster sah. Ich lasse mir's auch nicht nehmen, daß ich allerlei Tolles dazumal gesehen habe. Aber jetzt, jetzt sehe ich nichts mehr. Warum, das weiß ich nicht.“

„Junges Blut,“ sagte Peter, „sieht mehr als wir Alten.“

„'S ist mir lieb,“ versetzte Frau Elisabeth, „aber fürchten thäte ich mich nicht mehr, und wenn sie auch da an die Scheiben klopften.“

Das thun sie nicht,“ versetzte der alte Todtengräber mit großer Bestimmtheit, „wer klopft, ist nicht todt. So war's mit Dem, der jenes Mal eben noch zu rechter Zeit den Spectakel in seinem Sarge machte. Fünf Minuten später hätte es ihm nichts mehr geholfen. Nun, jetzt liegt er doch längst drunten, denn er lebte nur noch ein Jahr,

und mußte die Kosten zweimal tragen, so sehr er sich auch wehrte, der Geizhals. Man sagt, daß Keiner lange mehr lebt, der einmal scheintodt gewesen."

„Werden wohl Viele lebendig begraben?" fragte gleichmüthig Frau Elisabeth.

„Weiß nicht," versetzte Peter. „Bisweilen, wenn man ein altes Grab umsticht, liegt wohl Einer verkehrt zwischen den morschen Brettern, aber das ist meine Sache nicht, das geht den Doctor an, mich geht überhaupt gar nichts an, und das ist die Hauptsache."

„Ja, und deshalb leben wir so glücklich."

„Freilich. Die draußen streiten, zanken und processiren. Mit uns zankt Niemand. Seiner Hochwürden thue ich den Willen und mache meine Reverenz, da ist Alles in Ordnung, und Proceß führt mit mir armem Teufel Niemand. Dann plündern draußen die Soldaten die Bauern, verwüsten Haus und Hof, und den Bürger drückt die Einquartierung und die schwere Contribution. Wer legt dem alten Peter Daum Contribution auf, wer quartiert sich ein in's Beinhaus? Und meine zwei Kartoffelstauden an der Friedhofmauer tastet mir keine Seele an. Sie mögen sie

gar nicht," setzte er lachend hinzu, „weil sie auf den Gräbern gewachsen."

„Sind die dumm!"

„In Summa, meine Mauern da um den Friedhof sind Schutz und Schirm gegen alle Unbill, den Tod fürchten wir Beide auch nicht, weil wir Gevatterleute mit ihm sind, und so kann uns selbst der Teufel nichts anhaben."

„Fluche nicht, Peter!"

„'S ist zum Lachen," sagte der Alte, und zog mit der Spitze seiner Pfeife ein zusammengeschlagenes Zeitungsblatt an sich, welches die Magd, kurz ehe er in die Stube getreten war, auf den Tisch gelegt hatte.

Eine Zeitung war zu jener Zeit eine Seltenheit, wenigstens gegen die Jetztzeit betrachtet, und während gegenwärtig in der geringsten Schenke ein halbes Dutzend verschiedener Blätter aufliegen, wurden jenes Mal in einem Landstädtchen vielleicht eben so viele Exemplare einer und derselben Zeitung gehalten.

Der alte Todtengräber wäre auch schwerlich dieses Genusses theilhaftig geworden, hätte er das Blatt nicht, in letzter Hand, durch die des Schullehrers erhalten, der den Alten gewissermaßen auch als ein Stück Geistlichkeit, wenn freilich als ein

außerordentlich tief stehendes und als allerletztes Glied der geistlichen Kette betrachtete.

So wurde ihm, wenn auch nicht eben immer regelmäßig, und meist drei bis vier Wochen nach dem Erscheinen, schmutzig, zerfetzt und zerlesen, die auf graues und schlechtes Papier gedruckte Zeitung durch einen Chorschüler gebracht, nachdem sie im Städtchen die Runde bei zwanzig und etlichen Honoratioren gemacht, und der Alte las sie keineswegs, um sich, wie es gegenwärtig geschieht, seine „Bildung" aus derselben zu holen, und nach und nach die Meinung Anderer für seine eigene zu halten, sondern einfach nur deshalb, um sich seiner Sicherheit und Ruhe zu freuen, während es draußen in der Welt kopfüber zuging.

Wenn er las, wie da die fremden Kriegsvölker raubten, sengten und brannten, wie reiche Leute ihr Vermögen verloren und Bettler wurden, auch schlimme Speculationen, und wie Processe ganze Familien in's Elend stürzten, wenn er las von Seuchen und Hungersnoth, so hatte er etwa dasselbe angenehme Gefühl wie ein Mann, der schmauchend im warmen Zimmer sitzt, behaglich bisweilen auf das flackernde Feuer im Kamin sieht und mittelmäßige Erzählungen schreibt, während draußen ein kalter Regen gegen die Fensterscheiben schlägt, die

Wetterfahnen mißtönig knarren, und der Wind im Schornstein heult, gar nicht zu gedenken der langweiligen Concerte, der noch langweiligeren Bälle und allerlangweiligsten Theegesellschaften, von welchen sich der Mann an seinem Kaminfeuer gründlich emancipirt hat.

Wenn er dann der Frau Elisabeth vorlas, wie es zuging jenseit seiner Mauern, bei den lebendigen Menschen, so stimmte diese mit ein in das Lob ihrer glückseligen Abgeschiedenheit, und summte wohl auch die Worte vor sich hin, die wir als Motto für dieses Kapitel gewählt haben:

„Des Staubes eitle Sorgen
Verdüstern unsern Blick!“

Es kann sein, daß der Teufel, dessen Peter Daum vorhin auf etwas unvorsichtige Weise gedacht, bisher unter den Lebendigen so vielseitige Beschäftigung hatte, daß er des unter den Todten Hausenden vollständig vergessen hatte, heute aber gedachte er seiner, und sendete ihm vorläufig seine gute Freundin, die Sorge, nicht durch das Schlüsselloch, durch welches sie bekanntlich eindringt in Ermangelung offener Thüren, sondern eben durch jenes schmutzige Zeitungsblatt, das den alten

Todtengräber sonst in so behagliche Stimmung versetzte.

Wir werden gestraft durch das, womit wir sündigten.

Peter Daum hatte eine Zeit lang mit vergnüglicher Miene die Nachrichten von allerlei Unglücksfällen gelesen, als er plötzlich ernsthaft wurde, mit weit aufgerissenen Augen in die Zeitung starrte und, wie es alte Leute zu machen pflegen, das Blatt noch weiter von sich abhielt, um besser sehen zu können.

Dann legte er es mit zitternder Hand und sichtlich nach Athem ringend von sich, und sagte zu seiner Frau:

„Um Gottes willen, Elisabeth, Du hast eine ganze Menge von Millionen geerbt!“

Er war so bleich geworden wie seine Pflegebefohlenen draußen unter der Erde, und schien einer Ohnmacht nahe.

Die alte Frau sah ihn besorgt an. Auf solche Weise pflegte er nie zu scherzen. War er wahnsinnig geworden?

„Du redest ja toll, Peter!“ sagte sie dann.

„Da lies!“ er schob ihr seine Hornbrille hin.

Sie las, und auch ihre Hand begann zu zittern, und als sie mit Mühe, denn nicht Jeder=

mann las flink zu jener Zeit, zu Ende war, legte sie zitternd, wie vorhin er, das Blatt ebenfalls vor sich hin.

Dann starrten sich die beiden alten Leute eine Zeit hindurch schweigend an, und endlich barg Frau Elisabeth heftig schluchzend das Haupt in ihre Schürze, und als sie sich wieder erhob, sagte sie:

„Aber ich habe ja nicht Alles geerbt. Es sind noch Mehrere meines Namens da!"

„Du mußt Alles haben!" rief der Todtengräber mit fast heiserer Stimme, und Frau Elisabeth setzte hinzu:

„Der dumme Bauer da drüben im Dorfe, der auch Dosel heißt, wie ich, erfährt vielleicht gar nichts davon."

Der Teufel, der lauernd in der Stube neben den beiden Alten gestanden hatte, fand sich jetzt nicht mehr allein bei ihnen; die bleiche Sorge hatte sich bereits eingefunden und die Habsucht, und als er nach der Thür blickte, sah er die Scheelsucht eintreten, der die Lüge folgte und die Heuchelei.

Er warf diesen seinen beiden Lieblingstöchtern einen freundlichen Blick zu und ging, indem er,

über den Friedhof schreitend, spöttisch nach den Leichensteinen sah.

Die vielen Kreuze schienen ihn nicht im Mindesten zu geniren. Seit er einen Fortschritt machte, war es nöthig, diese abergläubische Furcht abzulegen.

Es ist überflüssig, dem freundlichen Leser zu sagen, daß jenes Zeitungsblatt die von Quästorius veröffentlichte Anzeige der uns bekannten Erbschaft enthielt, da wir bereits wissen, daß Frau Elisabeth eine geborene Dosel war, aber blicken wir wieder in die Stube des Todtengräbers, so finden wir unsere beiden alten Freunde scheinbar wieder allein, denn ohne Zweifel waren die, die nur den Augen des Bösen sichtbar gewesen, in die Herzen der zwei Menschen geschlüpft.

Es trat eine längere Pause ein, und Beide blickten starr vor sich nieder. Was ging in ihren Herzen vor? Was heckten und brüteten dort die neuen Gäste aus, die eingezogen waren in diese Herzen, die vorher so zufrieden, so glücklich?

Sehen wir ein wenig, da uns dies erlaubt ist.

Nach einiger Zeit sagte Peter:

„Eigentlich thut mir's doch leid, wenn ich wegziehen soll von hier, wo ich so lange gelebt!"

Innerlich dachte er: Am Ende will die Alte

nicht fort, und wir sollen mit dem vielen Gelde hier sitzen bleiben.

Frau Elisabeth erwiederte:

„Freilich, mir geht's eben so, aber mir ist's um Dich, Alter! Sollst Du Deine alten Tage immer in Arbeit zubringen, immer so spärlich leben? Da will ich Dir bessere Süpplein kochen, wenn wir einmal das Geld erhoben haben."

Innere Gedanken: Er ist vernarrt in seine Leichensteine, und ist im Stande, Gräber zu graben bis an sein Ende, aber ich will weg von hier, und sollte ich allein in die Stadt ziehen.

Weiter standen vorläufig ihre Gedanken nicht, als nach der Stadt, und es stand, wenn auch noch immerhin unklar, vor ihren Blicken, wie sie dort die Leute ärgern wollte mit ihrem Gelde, sie, die Tochter eines armen Handwerkers, die barfüßig dort gelaufen war als Dienstmagd, und dann den Todtengräber geheirathet hatte.

„O," seufzte Peter jetzt, „ich bin die Arbeit gewöhnt, das ist das Geringste, und eben so das einfache Leben, aber als Mann muß ich Dein Recht wahren. Ich bin ja Dein natürlicher Schutz."

Im Innern dachte er: Was *sie* hat, habe auch ich. Dann schwebten süße Bilder an seinem

geistigen Auge vorüber: Guter Rauchtabak — Braten — ein täglicher Schoppen. —

Auch seine Ansicht von der Verwendung des Vermögens war noch bescheiden, und es war auch der Wahrheit gemäß, als sich Beide jetzt bestimmt gegenseitig erklärten, daß sie fortziehen wollten, so bald sie das Geld in Händen, aber es war eine Heuchelei, daß Jedes vorgab, nur des Andern halber dies thun zu wollen.

Da die Bekanntmachung in Betreff jener Erbschaft, welche wir bereits durch Wiedersum und Dosel im Irrenhause vernommen haben, hier von Quästorius unterschrieben war, mit dem Beisatze, daß er bereit sei, den Erbinteressenten jeder Zeit die nöthige Auskunft zu ertheilen, so wie auch erbötig, ihre bezüglichen Rechte zu wahren, so beschlossen jetzt die beiden Eheleute, daß morgen mit dem Frühesten Peter in die Stadt gehen, um Urlaub zu erbitten auf einige Tage, und zugleich einen Vertreter dingen solle, der sein Geschäft besorgen würde während seiner Abwesenheit.

Von großer Concurrenz schienen Beide in ihrer Einfalt wenig zu besorgen. Sie wußten nicht, wie in solchen Fällen Namensvettern und liebe, vollständig unbekannte Verwandte, den Pilsen ähnlich, über Nacht aus der Erde wachsen, nur der Bauer

Dosel drüben in dem Dorfe, der dumme Mensch, wie Frau Elisabeth sagte, flößte ihnen Besorgniß ein.

Sie beschlossen, die kostbare Nachricht als ein strenges Geheimniß zu bewahren, und Peter schloß sogleich das Zeitungsblatt in seinen Schrein. „Die Magd stöbert in allen Ecken,“ sagte Frau Elisabeth, „und steckt die Nase in Alles.“

Daß dasselbe Zeitungsblatt schon durch die Hand einer Menge von Menschen gegangen war, und neben ihm Hunderte von anderen Exemplaren die Augen erblustiger Dosel geblendet haben mußte, bedachten sie nicht.

Hierauf brüteten sie wieder eine Weile still vor sich hin, jedes für sich Pläne schmiedend von künftigem Leben, und sehnsüchtig sich wegwünschend von dem kleinen Häuschen, das vor einer Stunde noch ihnen vollständig genügt hatte, ja in dem sie sich behaglich und glücklich gefühlt.

Plötzlich rief aber Peter fast heftig:

„Frau, wie viel ist denn ein spanischer Thaler?“

Elisabeth sah ihn erschrocken an:

„Ich weiß ja nicht! Es wird wohl so viel sein wie ein anderer Thaler!“

„Nein,“ sagte Peter, „ich fürchte, es ist nicht so. Sie haben da draußen in fremden Ländern

gar tolles Geld. So soll ein polnischer Gulden nicht mehr als achtzehn Kreuzer gelten."*)

„Um Gottes willen," rief Frau Elisabeth. „Da wären wir ja bestohlen und betrogen!"

Aber sie hatten nicht Zeit, das Unglück, welches sie muthmaßlich betroffen, noch länger zu beklagen, denn in diesem Augenblicke stürzte die Magd mit kreidebleichem Antlitze und die Hände ringend in die Stube, und berichtete dann in abgebrochenen Worten, daß die junge schöne Frau, die man heute begraben habe, draußen auf den Gräbern umhergelaufen und jetzt in's Leichenhaus gegangen sei. Sie habe sie gesehen, als sie die Läden ihres Kammerfensters habe schließen wollen, und dann fügte sie heulend und schreiend hinzu, daß sie morgen das Haus verlassen wolle, da der Schrecken und die Angst sie um's Leben bringe.

Der beginnende Millionär, Peter Daum, war im Augenblick wieder Todtengräber geworden.

„Halt's Maul, Bärbel," sagte er, „und komm her und sieh mich an.

*) Um dem Leser, der den Werth eines spanischen Thalers vielleicht nicht kennen sollte, keine unnöthige Besorgniß einzuflößen, bemerken wir, daß derselbe etwa zwei Gulden und achtundzwanzig bis dreißig Kreuzer gilt.

Die Magd befolgte diesen Befehl, und der Alte sah ihr einige Secunden lang aufmerksam in die Augen. Dann schüttelte er den Kopf.

„Du hast nichts gesehen, was todt ist,“ sagte er mit eigenthümlichem Tone, „Du bist nur erschrocken, nicht entsetzt. Wer einen Todten gesehen hat, der umher geht wie ein Lebendiger, der hat's in den Augen viele Stunden lang.“

Das Mädchen schüttelte sich vor Grauen, und als sie jetzt unwillkürlich wieder ihren Brodherrn ansah, so war's ihr, als müßten seine starren grauen Augen schon vielerlei Grausiges gesehen haben. Aber es war ihr dennoch ein großer Trost, daß sie keinen Spuk gesehen hatte, denn sie glaubte ihrem Herrn, sie wußte selbst nicht warum.

„Es war schneeweiß,“ sagte sie jetzt.

Peter hatte mittlerweile seine Pfeife wieder angebrannt und ein brennendes Licht in eine Laterne gesteckt. Dann nahm er seinen Spaten und sagte:

„Wenn es in's Beinhaus gekrochen ist, so wollen wir sehen. 'Sist jedenfalls was Lebendiges.“

Frau Elisabeth, die wohl schon öfter ähnliche Dienste geleistet, nahm ohne Aufforderung die

Laterne, und schritt hinter ihrem Manne her, und die Magd folgte, wenn gleich zitternd, denn drinnen allein in der Stube," sagte sie, „würde die Furcht sie tödten."

Der Himmel hatte sich vollkommen aufgeklärt, und es war fast empfindlich kalt geworden; dabei regte sich kein Lüftchen, und der Mond warf, fast Tageshelle verbreitend, sein Licht auf die Leichensteine, die, wie selbst in weiße Leichentücher gehüllt, weithin erglänzten.

Der Todtengräber, langsam voranschreitend, blieb bisweilen stehen und sah sich einige Augenblicke lang aufmerksam allenthalben um. Bisweilen bückte er sich auch nieder, zwischen den Grabhügeln hindurch lugend, und mitunter spähende Blicke nach der kleinen Kirche werfend.

Dann näherte er sich dem Beinhause.

Plötzlich aber blieb er stehn, neigte den Kopf ein wenig auf die Seite, und gebot den beiden Frauen mit gehobenem Zeigefinger der Linken, still zu stehen und zu horchen, und nach kurzer Zeit sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Drinnen steckt's! Es klappern die Knochen, als wenn Eines darüber hinwegkröche!"

Das Beinhaus auf dem Friedhofe unsers

Freundes Daum hatte ganz das heitere und gemüthliche Aussehen anderer ähnlicher Institute.

Die Rückwand desselben bildete die Mauer des Friedhofes selbst, die beiden Seitenwände hatten viereckige, mit Gittern versehene Oeffnungen ohne Fenster, und an der Vorderseite befand sich die Thür, welche aus zwei Flügeln bestand, die man schwarz angestrichen und mit zwei riesenhaften, über Kreuz gelegten, weißen Knochen und einem entsprechenden Schädel verziert hatte.

Diese Thür war morsch, ihr einer Flügel stets nur angelehnt, und der Wind, flog er eben gerade über den Friedhof, machte sich häufig das melancholische Vergnügen, sie auf- und zuzuschlagen.

Wenn wir hinzufügen, daß das hier und da defecte niedere Ziegeldach fast gänzlich mit grünem Moose bedeckt war, so sind wir mit der Beschreibung der Aeußerlichkeiten fertig, und können eintreten.

Wir finden dort zur Linken einige Spaten und ähnliche Geräthschaften, denen sich zu gewissen Zeiten, wenn die Aerzte im Städtchen einen besondern Fleiß entwickelten, Tagelöhner und periodische Gehülfen des Todtengräbers bedienten, eine Bahre, ein altes, geflicktes und fadenscheiniges

Bahrtuch, und endlich einige Holzstücke, deren man sich bediente, um die Leichensteine zu heben, wenn man eine Gruft öffnen wollte.

Zur Rechten lag ein großer, fast an die Decke reichender Haufen Knochen, meist aus Schädeln bestehend.

Als die Gesellschaft an der Thür dieser reizenden Oertlichkeit angekommen war, faßte der Todtengräber seinen Spaten in der Mitte des Griffes, nahm seiner Frau die Laterne aus der Hand, und nachdem er mit einem Fuße die Thür aufgestoßen, trat er rasch ein.

Man hörte jetzt deutlich, daß hinter den Knochen sich etwas bewegte, und gleichzeitig rollten einige Schädel bis zu den Füßen des Todtengräbers.

Dieser hob seine Laterne und trat dicht hinzu, indem er rief:

„Hervor dahinten, oder ich schlag' Dir den Schädel ein!“

Jetzt erhob sich aus den Knochen eine weiße Gestalt, welche flehend die Hände emporhob.

Frau Elisabeth trat neugierig näher hinzu, während die Zähne der Magd, die sich am Kleide ihrer Herrin festhielt, klappend aneinander schlugen.

Peter Daum aber sagte barsch:

„Mache Sie, daß Sie vorkommt, sonst kriegt Sie Eins auf's Dach!"

Die Gestalt leistete Folge, und der Todtengräber sagte im vorigen Tone:

„Was sind das für Dummheiten? Was macht Sie da? Ist Sie allein?"

Er leuchtete bei diesen Worten allenthalben umher, und als er sah, daß sich Niemand weiter verborgen hatte, fuhr er fort:

„Was hat Sie da für einen einfältigen Aufzug! Nichts als das Hemd und ein Röckchen, und übergeworfen ein Betttuch!"

Das junge Weib oder das Mädchen, welches wirklich in dieser leichten Bekleidung vor unseren Freunden stand, hob jetzt abermals flehend die Hände empor, und sagte, zitternd aus Furcht und Kälte:

„O helft mir, schützt mich, ich erfriere, und bin halb verhungert."

„Vorwärts marsch!" erwiederte Peter, indem er seine Laterne an seine Frau gab, die Fremde unter den Arm faßte, und hierauf den Weg nach seiner Behausung einschlug.

Dort angekommen, hieß er seine Gefangene, oder vielleicht auch seinen Schützling, sich auf die Ofenbank niedersetzen, und während Frau Elisa-

beth den Rest der Suppe auf den Ofen stellte, um sie aufzuwärmen, schnitt er ihr ein großes Stück Brod ab und öffnete ein Wandschränkchen, um aus demselben seine magenstärkenden Tropfen zu nehmen, welche in der That nichts Anderes waren, als ein aufrichtiger Kornbranntwein, in welchen man einige Kirschen und ein paar Gewürznelken gelegt hatte.

Die Fremde, welche sich in ihr Leintuch gehüllt hatte, verschlang gierig das Brod, und nachdem sie eben so ein Gläschen der Magentropfen zu sich genommen hatte, erholte sie sich sichtlich.

„Jetzt beichte Sie, bis die Suppe warm ist," sagte Peter, „und sage Sie vor Allem aufrichtig, ob Sie vielleicht einen dummen Spaß hat machen, oder ob Sie hat stehlen wollen, oder ob Sie von irgendwo durchgegangen ist."

Und jetzt erzählte Käthe, denn es war wirklich die vom rothen Geiselbrecht, unter dem Namen „von Schwendel" entführte Nichte Freudenberg's, ihre Schicksale, wenn gleich hastig und hier und da etwas verworren.

Sie erzählte, wie sie die Nichte des genannten Instrumentenmachers sei, dessen Wohnort etwa sechs Stunden weit entfernt war, und daß ihr der Entführer unter den heiligsten Schwüren ver-

sprochen habe, sie auf seine Güter zu führen und ihr dort sogleich seine Hand zu reichen. Aber es war nicht der Fall.

Er führte sie vielmehr in allerlei verdächtige Häuser, in abgelegene Mühlen und Gaunerherbergen, und schon nach einigen Tagen wurde dem Mädchen vollständig klar, daß er nichts weniger als ein reicher und angesehener Mann, sondern einfach ein Gauner war.

Warum er sie indessen durchaus zu seiner Frau machen wollte, war ihr nicht erklärlich.

Sie besaß keine Reichthümer, und das Bißchen, was sie mit sich genommen hatte, hätte er wohlfeiler haben können.

Es war auch keineswegs irgend ein Zug von romantischer Räuberliebe, denn sobald er sie einmal in seiner Gewalt hatte, behandelte er sie roh, und wenn sie gleich, wie sie erröthend sagte, in der ersten Zeit häufig brutale Angriffe auf ihre Tugend abzuwehren hatte, so war es doch offenbar, daß seine Hauptabsicht eine wirkliche eheliche Verbindung mit ihr war.

Nachdem sie indessen einmal sein eigentliches Wesen durchschaut hatte, widerstand sie hartnäckig, und in den zwei Fällen, in welchen sich Priester

wirklich bereit erklärten, sie zu trauen, verweigerte sie bestimmt ihre Einwilligung.

Von jetzt an mißhandelte er sie täglich, schlug sie und ließ sie Hunger leiden, und ihr Loos verschlimmerte sich noch durch vergebliche Versuche, ihren Verwandten Nachricht von sich zu geben, oder zu entfliehen.

Endlich ereignete sich das Abenteuer in jener Mühle, welches wir bereits kennen, sie erkannte die Stimmen der Ihrigen, aber ihre Hoffnung auf Befreiung wurde vereitelt, doch erfuhr sie zum Theil wenigstens die Absicht ihres Räubers aus den abgebrochenen Aeußerungen während der Unterhaltung mit seinen Genossen, nachdem jene Einlaß in die Mühle erhalten hatten.

Es stand ihr ein großes Glück bevor, eine Erbschaft, oder der Gewinn eines großen, viele Jahre andauernden Processes.

Der rothe Geiselbrecht, dessen Geschäfte als Gauner im Abnehmen waren, hatte, sie wußte nicht auf welche Weise, eher als sie selbst die Nachricht hiervon erhalten, und beschlossen, sie zu bethören oder mit Gewalt zu zwingen, die Seine zu werden.

Was aus Freudenberg und Klettenheim geworden war, wußte sie nicht, denn Geiselbrecht

hatte sie eingesperrt, und verließ mit ihr, noch ehe der Tag graute, die Mühle, indem er sich sogleich wieder von seinen alten Gefährten trennte und weiterzog.

Er behandelte sie jetzt schlimmer als je, ja er drohte sie zu ermorden, wenn sie nicht einwillige, seine Gattin zu werden. Heute endlich war es ihr gelungen zu entkommen. Er hatte Unterkunft gefunden in einem vereinzelt stehenden Gehöfte, und hatte ihr, nachdem er sie in eine entlegene Kammer gebracht, ihre Kleider genommen, um ihre Flucht zu verhindern, aber sie war am Rebengeländer des Hauses abwärts geklettert und war geflohen in dem Aufzuge, wie man sie gefunden hatte.

Da sie Verfolgung fürchtete, und bei dem hellen Mondschein ihr weißes Gewand sie leicht verrathen hätte, hatte sie sich hinter die Mauern des Friedhofes geflüchtet, und als sie sich durch den Aufschrei vom Kammerfenster der Magd verrathen sah, war sie in's Beinhaus geschlüpft. Ihr Entsetzen könne sie nicht beschreiben, aber jetzt sei sie, so schloß sie ihre Erzählung, bei guten Menschen, und ihr Oheim würde den Todtengräber reichlich belohnen, wenn er sie morgen zu ihm zurückbringen wolle.

„Wenn's wahr ist," sagte Peter, „und ich

glaub's beinahe, denn es geht jetzt toll zu im Lande, so soll das morgen geschehen."

„Wenn's wahr ist?" fiel Frau Elisabeth ein, „wenn's wahr ist! Du bist ein hartherziger alter Mensch. Der Jungfer steht auf der Stirn geschrieben, daß sie nicht lügt, und jetzt soll sie die warme Suppe essen, und dann in's Bett kriechen zu der Bärbel, die jetzt keine Gans mehr ist wie vorhin, und morgen will ich ihr Kleider geben, und der schlechte Kerl, der es gestohlen hat, das arme Kind, wird sein Fett auch noch bekommen, es mag zugehen im Lande, wie es will, denn der alte Gott lebt doch noch."

Heilige Barmherzigkeit! Schönste Perle im reich geschmückten Kranze christlicher Tugenden! Heilige Barmherzigkeit, wie bist Du doppelt schön und erhaben, wenn Du wiederstrahlst aus dem Busen eines Weibes, Hülfe und Trost bringend einem weiblichen Mitgeschöpfe!

Die gute alte Frau Elisabeth hatte die Suppe jetzt vor Käthe hingesetzt:

„Essen Sie, liebe Jungfer Freudenbergerin!"

„Ich heiße nicht Freudenberger," sagte Käthe, mit Behagen die Suppe löffelnd, „ich heiße Dosel."

Frau Elisabeth fuhr wie von einer Natter gestochen zurück:

„Dosel!“ rief sie fast kreischend, in ihrem Innern sprach es: eine Miterbin, aber laut setzte sie dann hinzu:

„Eine Betrügerin, eine Ränkemacherin!“

Sie langte unwillkürlich nach der Suppe, aber Peter setzte sie wieder vor Käthe, die mehr verwundert als erschrocken zu Elisabeth aufsah.

„Man kann Dosel heißen, und doch — gewissermaßen — ehrlich sein,“ sagte Peter jetzt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dies nicht eben das Vernünftigste war, was er in seinem Leben gesprochen.

Aber in diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und zwei Männer traten ein.

Der eine derselben, der kein Anderer war als der rothe Geiselbrecht, schritt vor, und der andere, Johann Dosel, der Leinweber, blieb an der Thür stehen, seine bei ähnlichen Gelegenheiten gewöhnlichen Gesichter ziehend.

Mit einem einzigen Blick hatte der Erstere die Gesellschaft gemustert, und indem er die Hand ausstreckte und auf Käthe zuging, sagte er:

„Habe ich Dich wieder, boshafte Närrin!“

Er hatte sich indessen einigermaßen verrechnet, indem er glaubte, Käthe so ohne Weiteres mit sich nehmen zu können.

Den Todtengräber hatte er für einen alten, schwachen Mann gehalten, und dessen Frau und Bärbel, die Magd, für nichts gerechnet.

Peter Daum war allerdings ein Greis, aber noch rüstig und muthig, und trotzdem daß Käthe das Unglück hatte, Dosel zu heißen, widerstrebte es dennoch seinem Gefühl, sie wieder in die Hände ihres Räubers fallen zu lassen.

Er stand rasch auf, faßte sein Grabscheit, wie vorhin, an der Hälfte des Griffes, und indem er mit den Schultern zuckte, wie es manche Leute zu thun pflegen einige Augenblicke vorher, ehe sie dreinschlagen, rief er barsch:

„Hand von der Butter,*) rother Dieb, oder ich schlag' Dir den Schädel ein!"

Der rothe Geiselbrecht trat einen Schritt zurück, und wir hegen die Vermuthung, daß das Grabscheit und die breiten Schultern des Greises ihm mehr Respect einflößten, als dessen weiße Locken.

Einige Augenblicke schwieg er und blickte den Alten überlegend an; aber Menschen seines Schlages müssen rasch besonnen sein, und er sagte alsbald:

*) Fränkischer Provinzialismus, etwa bedeutend: Laß stehen, oder kümmere Dich nicht um diese oder jene Sache.

„O Ihr guten und ehrlichen Leute, hat Euch also das arme Ding da auch seine fixe Idee ausgekramt!“

Käthe, welche bei seinem Eintritt vor Entsetzen keines Wortes mächtig war, rief jetzt flehend:

„O! glaubt ihm nicht, o! verlaßt mich nicht!“

Aber Geiselbrecht fuhr mitleidig lächelnd fort:

„Gewiß hat sie gesagt, daß sie Käthe Dosel heiße, daß ihr eine bedeutende Erbschaft in Aussicht stehe, und daß sie ein Gauner, den sie einmal von Schwendel, dann wieder den rothen Geiselbrecht nennt, entführt habe, um sich ihrer Person und ihres Vermögens zu versichern?“

„Ja,“ rief Frau Elisabeth, „das hat sie gesagt.“

„Lieber Gott,“ sagte Geiselbrecht, „ich weiß nicht, ob ein Spitzbube dieses Namens existirt, und ob sie vielleicht mit jenem Vagabunden früher ein Liebesverhältniß hatte; auch weiß ich nicht, ob in der That die Familie Dosel irgendwie Ansprüche auf eine Erbschaft hat, aber d a s ist leider sicher, daß eine ähnliche Nachricht ihr zu Handen gekommen ist, und daß sie in Folge derselben wahnsinnig geworden. Sie bildet sich nun ein, die Nichte eines gewissen Freudenberg zu sein

und Käthe Dosel zu heißen. In Wahrheit heißt sie indessen Helene Armknecht."

Während Käthe, stumm vor Furcht und Erstaunen, die Hände rang, fiel der Todtengräberin ein Stein vom Herzen.

„Es ist also dennoch eine Betrügerin," sagte sie.

„Meine liebe Frau," versetzte Geiselbrecht, „die arme Person ist nur eine Wahnsinnige, die gestern schon meiner Anstalt entsprungen ist, und welcher ich mit meinem Diener nachgereist bin, um sie wieder zurückzubringen. Ich bin der Doctor Stoller."

Er zog mit diesen Worten ein Papier hervor, welches er dem Todtengräber reichte.

Es war ein Paß, lautend auf den Geheimen Medicinalrath von Stoller, Director der Irrenanstalt zu N. N., und derselbe, den Johann Dosel jenesmal, sammt dem Orden und der Brieftasche, entwendete, als er mit Wiedersum aus der Anstalt entfloh.

Nach jenem Abenteuer bei der Mühle hatte am andern Morgen Geiselbrecht den immer noch betrunkenen Dosel gefunden, ihm jenen Paß abgenommen, den Burschen selbst aber vorläufig bei sich behalten.

Wen es unwahrscheinlich dünkt, daß jener Diebstahl und der Raub des Passes noch nicht

zur allgemeinen Kenntniß gekommen, der bedenke, daß zu jener Zeit die Eisenbahnen noch nicht erfunden waren, welche die Diebe so sehr lieben, aber auch die leidige Erfindung der Telegraphen noch nicht gemacht war, welche ihnen so verdrießlich ist, daß der öffentlichen Blätter unendlich wenige waren, und die Rechtspflege eine andere als gegenwärtig, kurz, daß das Gaunerthum in jenen Zeiten unter anderer Firma arbeiten und sich sein Brod verdienen konnte, als gegenwärtig.

Peter Daum aber, der die Richtigkeit des Passes nicht bezweifelte, stellte sein Grabscheit in eine Ecke, und Käthe, welche begriff, was dies zu bedeuten habe, erschöpfte sich in fruchtlosen Bitten und Klagen, während Geiselbrecht sie mit eiserner Faust ergriff und zur Thür zog.

„Je länger sie bei fremden Leuten bleibt, je heftiger wird ihr Wahnsinn,“ sagte er.

Der Todtengräber sah düster darein.

Waren seine Zweifel dennoch nicht ganz beseitigt, oder dauerte ihn nur die arme Wahnsinnige, wir wissen es nicht.

Auch Frau Elisabeth blieb stumm, Bärbel aber sagte:

„Das arme Ding muß ja aber erfrieren in der Kälte draußen.“

Schon unter der Thür blieb jetzt Geiselbrecht noch einen Augenblick stehen. Dann nahm er den grauen Mantel, den Johann trug, und warf ihn Käthe über:

„Um alles Mißtrauen von Euch zu entfernen, Ihr braven Leute," sagte er, „lasse ich Euch meinen Diener hier, gewissermaßen als ein Pfand; ich werde ihn morgen, wo ich zu Wagen hier vorüber komme, wieder mit mir nehmen."

Er grüßte mit freundlicher Herablassung und zog das sich sträubende Mädchen rasch mit sich fort.

Alle in der Stube blieben einige Augenblicke wortlos, und jetzt hörte man draußen ein jämmerliches Wehklagen.

„Er knufft sie," sagte Johann, widerwärtig lachend; der Todtengräber aber trat mit gerunzelter Stirn und raschen Schritten in's Freie.

Da hörte er freilich das laute Klagen und Jammern einer weiblichen Stimme, aber es verstummte plötzlich, und als später abermals Klagelaute in sein Ohr drangen, war die Entfernung offenbar schon zu weit, als daß er hätte einschreiten können.

„Narren müssen ihre Prügel haben, wenn sie nicht pariren," sagte, als er wieder in die Stube kam, Frau Elisabeth; aber er gab keine Antwort.

Man wies, in Ermangelung einer andern Stelle, Johann auf der Ofenbank seine Schlafstätte an, und nachdem Bärbel in ihre Dachkammer geschlichen, suchten auch die beiden Alten in der kleinen Nebenstube ihr Lager. —

Am folgenden Morgen war Peter Daum bei Zeiten in die Stadt gegangen, um besprochenermaßen sich Urlaub auszubitten, und als Frau Elisabeth nach der Kammer der Magd ging, welche trotz ihres Rufens nicht erschien, fand sie, daß diese davon gelaufen war und ihre wenigen Habseligkeiten mit sich genommen hatte.

Auf dem Tische in der Kammer lag ein ziemlich unleserlicher Zettel, auf welchem geschrieben stand:

„Wo ich als guder Leite Kind mit Narren und Leuchnamen eßen und schlafen sol dieses ist mir unmeglich?“

Frau Elisabeth ging zornig in die untere Stube, wo sie sich jetzt mit Johann allein befand.

Der Bursche hatte bis jetzt kein Wort gesprochen, und die Frau des Todtengräbers betrachtete ihn nun, offenbar nicht in der besten Laune. Sie nahm indessen aus dem Wandschränkchen die Flasche mit den Magentropfen, goß schweigend ihrem Gaste ein Gläschen ein, legte den Brodlaib und ein

Messer vor ihn hin, und entfernte sich, um einige häusliche Geschäfte zu besorgen.

Als sie nach nicht sehr langer Zeit wiederkehrte, fand sie, daß der Diener des Herrn Director die Flasche fast halb geleert hatte, und eben im Begriffe stand, mit dem ihm gegebenen Messer die Kirschen durch den weiten Hals derselben herauszuholen und auf nicht sehr appetitliche Weise zu verspeisen.

Im Uebrigen befand er sich offenbar in bester Laune, und schien es auch nicht übel zu nehmen, als sie die Flasche entfernte und einschloß.

Sie setzte sich jetzt ihm gegenüber, und da er hartnäckig schwieg, so eröffnete sie das Gespräch, indem sie sagte:

„Wird der Herr Director Ihn heute bald abholen?"

Johann gab keine Antwort, indessen zog er die Stirn auf die eigenthümliche Weise in Falten, wie Blödsinnige häufig zu thun pflegen, und lächelte.

Die Frau wiederholte jetzt ihre Frage mit stärkerer Stimme, und jetzt brachte Johann den Finger zum Munde, und begann zu trippeln.

Frau Elisabeth ärgerte sich bereits heftig, und sie schrie jetzt überlaut:

„Ob Ihn der Herr Director bald abholen wird?"

„Nä," sagte jetzt Johann, „das thut er nicht."

„Warum nicht," rief die Frau.

„Weiß nicht."

Offenbar hatte jetzt Frau Elisabeth irgend eine schlimme Ahnung.

„Ist Er denn nicht der Bediente des Herrn Director?" sagte sie indessen etwas ruhiger.

Johann schüttelte mit dem Kopfe.

Wer ist Er denn?"

„Ich bin ein Simpel und ein Leinweber."

„Daß Er ein Simpel ist, hab' ich lange gemerkt," versetzte Frau Elisabeth grimmig, „aber Er gehört doch zur Anstalt des Herrn Director, und er wird Ihn hoffentlich abholen. Er kann Ihn dummen Menschen doch nicht frei herumlaufen lassen?"

Johann, der einen heftigen Abscheu vor jeder „Anstalt" hatte, wurde hierauf etwas gesprächiger.

„Nä," sagte er ziemlich rasch, „ich mag in keine Anstalt, und er hat ja auch gar keine, er ist ein Kochemer."

‚Was ist ein Kochemer?"

„Dieb," erwiederte Johann lakonisch.

Der Frau des Todtengräbers wurde die Lage

der Dinge allmälig klar. Sie betrachtete ihren Gast einige Zeit mit düsteren Blicken, und sagte endlich halb zerstreut:

„Wie heißt Er dummer Mensch denn?"

„Ich bin ein Simpel und ein Leinweber, und heiße Johann Dosel!"

Er schien nicht ohne Stolz zu sein auf diese seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft, Frau Elisabeth aber erschrak heftig.

Hatte man ihr absichtlich diesen neuen Dosel über den Hals geschickt? War es Gottes Fügung, weil sie jenes hülflose Mädchen verlassen hatte in ihrer Noth?

Sie seufzte tief auf, und dachte einen Augenblick daran, wie ruhig und zufrieden sie am gestrigen Morgen gewesen gegen heute.

Aber auch nur einen kurzen Augenblick dachte sie d a r a n.

Dann wandte sie sich an den Blödsinnigen:

„Hat Er noch Eltern?"

„Nä!"

„Geschwister?"

„Nä!"

Die Todtengräberin fühlte sich sichtlich erleichtert. Der arme Blödsinnige war kaum zu fürchten

als Mitbewerber, doch wollte sie sich überzeugen, und sagte lauernd:

„Er will wohl auch erben?“

Johann schüttelte mit dem Kopfe, und als sie ihre Frage wiederholte, rief er heftig: „Ich mag nicht, ich will nicht mehr lesen, nur der Wiedersum will's!“

„Wer ist der Wiedersum?“

Johann tippte mit dem Finger an seine Stirn, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß jener verrückt sei. Dann sagte er:

„Es ist ein dummer Mensch, der vorher in der andern Abtheilung war, dann kam er zu uns und ließ mich immer lesen, aber ich mag nicht mehr!“

Weiteres war nicht aus ihm herauszubringen, und jetzt erinnerte sich Frau Elisabeth, daß ihre Magd davongegangen, und daß sie in die Küche müsse, um das Essen zu besorgen. Da sie den Blödsinnigen nicht allein in der Stube lassen wollte, bedeutete sie ihm, ihr zu folgen, was er willig that, und ihre Verwunderung war groß, als er dort sogleich sich an einen Korb mit Gemüse machte, und dasselbe unaufgefordert, eifrig und vollkommen regelrecht zu reinigen und zuzurichten begann.

Sie gab ihm hierauf einige andere ähnliche Arbeiten, welche er ebenfalls mit der größten Pünktlichkeit verrichtete, obgleich er während dieser Beschäftigung allerlei abscheuliche Grimassen schnitt und Gesichter zog.

Ohne Zweifel war er im Irrenhause bisweilen zu solchen Dingen verwendet worden; die Frau aber fragte sich, was wohl aus dem Blödsinnigen werden sollte, denn daß ihn der rothe Geiselbrecht nicht abholen werde, war ihr längst klar, und als sie ihn fragte, wohin er zu gehen gedenke, sagte er plötzlich:

„Ich bleibe bei Dir, Mutter!"

Es kam ein eigenthümliches Gefühl über sie, als sie, kinderlos wie sie war, sich zum ersten Mal mit diesem Namen ansprechen hörte, wenn gleichwohl aus dem Munde eines häßlichen Blödsinnigen, der ohne Zweifel gewohnt war, die Beschließerin im Irrenhause so zu nennen, und sie jetzt mit dieser verwechselte.

Aber dennoch Mutter! Mutter!!

Trotz alledem konnte er aber doch nicht hier bleiben. —

Endlich gegen Mittag kam ihr Mann. Er hatte Alles besorgt und wollte am nächsten Morgen seine Reise antreten. Als sie ihm ihre Entdeckungen

mittheilte hinsichtlich des rothen Geiselbrecht, sagte er:

„Ich habe mir's wohl gedacht," und als er den Namen des Blödsinnigen erfuhr, lächelte er, was Frau Elisabeth fast übel nahm, dann sagte er:

„Die Dosel werden zahlreich wie der Sand am Meere, paß auf, es kommen noch mehr."

Es hatte auch wirklich den Anschein, als habe er richtig prophezeit, denn Nachmittags erschien der Bauer Dosel und erklärte, daß er gesonnen sei, die Reise mit dem Todtengräber in Gemeinschaft anzutreten. Er hatte dasselbe Zeitungsblatt vom Schullehrer erhalten, wie die Todtengräbersleute, und da er im Städtchen erfahren hatte, daß Peter Daum eine Reise machen wolle, so errieth er sogleich den wahren Grund.

Er war indessen genau das Gegentheil von Frau Elisabeth, welche sich über jeden neu aufgetauchten Dosel ärgerte, während er zu wünschen schien, daß sein Familienname so ausgebreitet sein möge als ein gewisser anderer, welchen wir nicht nennen dürfen, neben anderen Gründen schon wegen unseres verehrten Freundes J. M. nicht.

„Je mehr Unserer sind, je leichter drücken wir's durch," sagte er zuversichtlich, „was ein Gaul in

zehnmal zieht, ziehen zehn Gäule auf einmal, und zehn Flegel dreschen zehnmal mehr als einer."

„Da werden Lumpen genug kommen, die mit theilen wollen," versetzte Frau Elisabeth ärgerlich.

Aber der Bauer sagte:

„So ist's eben recht! alle die Lumpen müssen die Kosten mittragen, und das ist die Hauptsache."

Er ging, nachdem er versprochen hatte, den Todtengräber am nächsten Morgen abzuholen.

Den blödsinnigen Gast betreffend, so speisten und tränkten ihn Peter und seine Frau den Tag über nach besten Kräften, und als am Abend der Todtengräber, der nicht müssig sein konnte, gewissermaßen zu seiner Unterhaltung ein vorsorgliches Grab grub, half Johann wacker.

Wahrscheinlich hatte er die Vorübungen mit dem Grabscheite im Garten des Herrn Director oder auf dem uns bereits bekannten Rübenfelde gemacht.

Man war indessen übereingekommen, daß Peter ihn am Morgen mit sich nehmen solle. Würde er sich nicht selbst verlaufen, so würde der Todtengräber Mittel und Wege finden, sich ihn von Halse zu schaffen.

Mit dem Frühsten erschien der Bauer Dosel am nächsten Tage, und nachdem er, mit seinem

mächtigen braungebeizten Dornenstocke, nach ländlicher Sitte, mehr als nöthig an die Thür der Todtengräberwohnung gepocht, trat er ein, und wartete, bis Peter Daum gerüstet zur Reise war.

Er hatte seinen Taufschein und einige andere Papiere bei sich, und im linnenen Zwerchsacke, welchen er über der Schulter trug, reichliche Lebensmittel, wie sie bäuerliche Wohlhabenheit bietet, und die wohl auch dem Städter behagen.

Auf die gefüllte Geldkatze, die er um den Leib geschnallt hatte, schlug er mit Wohlgefallen.

„Mit Thränen säe ich aus," sagte er, „mit Freuden ernte ich ein."

Aber er schien nichts weniger als in weinerlicher Stimmung zu sein, sondern im Gegentheil in der besten Laune.

Auch Peter Daum hatte Schriften bei sich, die seine Frau als eine ächte und wahrhaftige Dosel legitimirten, und hatte eben so fast den ganzen Geldvorrath, der sich im Hause befand, zu sich gesteckt. Dann reichte er der Frau Elisabeth die Hand und schied.

Es kam ihm sonderbar vor, dieses Scheiden. Seit dreißig Jahren war er keine Nacht von Hause gewesen, und jetzt auf mehrere, vielleicht auf eine ganze Woche, und es däuchte ihm, als

wäre er fast leichter in das Bett gestiegen, welches er schon für so Viele bereitet.

O wäre er doch zu Hause, auf seinem Friedhofe geblieben. Aber es mußte sein.

Johann Dosel lief munter neben Peter her, und es ärgerte jetzt Frau Elisabeth, daß er so leicht von ihr schied, von ihr, die er gestern Mutter genannt, aber er hatte sich des Nachmittags beim Graben an den Todtengräber gewöhnt, und Streunen war schon früher seine Liebhaberei, abgesehen von seinen Streifzügen mit Wiedersum und dem rothen Geiselbrecht.

Frau Elisabeth sah den Dahinziehenden nach.

Sie war jetzt ganz allein, aber sie fürchtete sich nicht; sie dachte auch nicht daran, daß sie nur wenige Kreuzer im Hause zurückbehalten hatte, sondern sie gedachte nur des zukünftigen Reichthums.

Ein Haus in der Stadt, mit großen blanken Scheiben, Linnenzeug und blinkendes Küchengeschirr. Was würde es die Bärbel bereuen, entlaufen zu sein. Sie hätte sie wohl mit sich genommen. Dann: ein seidenes Kleid, einen Hut vielleicht! Als sie an eine Kutsche dachte, lächelte sie fast selbst über sich. Aber war das unmöglich?!

Sie blickte über die Gräber.

„Fort von Euch, Ihr Todten," sagte sie fast frevelnd. „Die Frau Elisabeth zieht jetzt zu den Lebendigen!"

In der That: Des Staubes eitle Sorgen verdüsterten ihren Blick!

2.
In Valdivia.

Mit Lust und Fleiß
Mag Viel errungen werden,
Giebt gleich das Glück
Euch Gaben mehr auf Erden.
Dem Unglück aber mögt
Ihr keck entgegensehen,
Denn häufig lehrt's
Auf eignen Füßen stehen.
Rustikeil.

Unter Umständen ist das Meer in der That reizend, außerordentlich reizend sogar, und es hinterläßt unvergeßliche und theure Erinnerungen.

Ihr befindet Euch zum Beispiel während einer Nacht unter den Tropen, an Bord und auf Deck eines gut segelnden und sichern Schiffes, eines Schiffes, zu dem Ihr bereits Zutrauen gefaßt, und welches Ihr selbst lieb gewonnen habt.

Ihr staunt, indem Ihr Eure Augen zum Himmel hebt, die Wunder dieses unermeßlichen, tief dunkelblau gefärbten Gewölbes an, an welchem Myriaden von Sternen kreisen, welche Euch als eben so viele blitzende und funkelnde Edelsteine erscheinen.

Befindet Ihr Euch zufällig auf der südlichen Halbkugel unserer Erde, so gesellt sich zu diesem prachtvollen Anblicke auch noch der Reiz der Neuheit.

Ihr seht andere Sterne, als Ihr zu Hause gesehen, und die Hand Gottes hat dort, mit seinem in Diamantfarbe getauchten Pinsel, andere Bilder an sein südliches Himmelszelt gemalt, als an das nördliche.

So mögt ihr die Ewigkeit anstaunen und die Unendlichkeit, ja, Ihr seht selbst Stellen an jenem Himmel, an welchem sich gar nichts befindet, oder an welchem unser blödes Auge wenigstens nichts entdecken kann. Dunkle Flecke, auf welchen nicht der kleinste Stern funkelt, Löcher in dem Sternenmantel der Nacht, welche die Schiffer die beiden Kohlensäcke genannt haben.

Es kann auch sein, daß, während eine leichte Brise Euer Schiff in mäßiger Schnelle durch die

Fluthen treibt, die Königin der Nacht plötzlich ihren Wolkenschleier um sich wirft.

Jetzt funkelt und strahlt es rund um Euch in der See, so wie vorher droben am Himmel.

Blitzende, leuchtende Funken tanzen an den Seitenwänden des Schiffes, hellstrahlende und glühende Feuerballen ziehen, langsam und still, und meist in gewisser Tiefe, an Bord vorüber, die Köpfe der Wellen blicken Euch mit funkelnden Augen an, und tragen feurige Kronen, und die lange Furche, die das Schiff durch die Fluth gezogen, scheint in Flammen zu stehen.

Und während das Leuchten der See Euch dieses Wasserfeuerwerk aufführt in Eurer nächsten Nähe, tanzen weiter ab von Euch, draußen in ungewisser Ferne, die Töchter des Nebelkönigs ihren nächtlichen Reigen auf der Spitze der Wogen, wie die Elfen auf dem Lande auf den Kelchen der Blumen.

Sie weben und zaubern Euch duftige Bilder aus vergangenen Zeiten, vielleicht aus der Heimath, der Ihr jetzt ferne, ferne seid, und während ihre grauen Schleier sich einmal in die Wellen zu tauchen scheinen, schweben sie bald wieder über der See, langsam in die Ferne ziehend.

Das Alles kann bisweilen freilich sonderbare

Gedanken erwecken in Euch, immerhin aber sind sie schön, diese Nächte, sind sie reizend.

Etwas phantastisch freilich und unwahrscheinlich sind sie auch, ja, man kann von dem Standpunkte aus, auf welchem gewisse Leute stehen, sogar mit Bestimmtheit behaupten: unwahr und unpassend für eine Reisebeschreibung, für welche diese gegenwärtige Erzählung eben von jenen lieben Leuten wieder genommen werden wird.

Es ist zum Beispiel keineswegs legal nachgewiesen, daß der Nebelkönig sich verehelicht, und noch weniger, daß derselbe Töchter erzeugt hat.

Aber dieses auch angenommen, ist es nicht im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß diese Frauenzimmer mitten auf dem Meere tanzen, ihre schönen grauen Kleider in's Wasser hängen, naß machen, und dann davon laufen?

Wir wollen später, wenn wir allein für solche gründlich zweifelnde und höchst verständige Menschen zu schreiben verdammt sind, uns bemühen, derlei Unwahrscheinlichkeiten zu vermeiden, vorläufig aber dem lieben und freundlichen Leser erzählen, daß die Wirklichkeit des Tages wohl auch so schön ist auf der See, als ihre durch die Phantasie gehobene nächtliche Pracht.

Wie staunen wir bewundernd die uns neue

Thierwelt an, wenn wir in die Breiten kommen, wo das Meer anfängt sich zu bevölkern mit den fabelhaftesten und tollsten Thierformen, von welchen wir freilich zum Theil gehört, die wir wohl vielleicht auch abgebildet gesehen, von denen wir aber doch fast nicht glauben können, daß sie jetzt, je nach ihrer Art, entweder still vorüberziehen an unserm Bord, oder ihn spielend umkreisen, kurz, daß sie uns lebendig vor Augen.

Dann ist auch die See schön, wenn sie grollt, wenn gleich auch häufig da minder als vorher, und selbst zuweilen recht unangenehm, wenn gleich stets noch schön, eben wie eine zürnende Frau.

Wie schön ist ferner die See, wenn unser Schiff mit leicht geschwellten Segeln längs einer Küste dahin fährt!

Von der Steuerbordseite aus entrollt sich da vor unseren Augen ein landschaftliches Bild nach dem andern.

Steile dunkle Felswände jetzt, die zackig und scharf abstechen vom blauen Himmelshintergrunde, dann plötzlich eine gewaltige Spalte in der schwarzen, schroff himmelan strebenden Felsenmauer, und wir blicken in ein grünes, lachendes Thal, das uns, die wir flüchtig vorübereilen, vielleicht

nur die Repräsentanten der tropischen Vegetation erkennen läßt, die schlanken, reizenden Palmen.

Dann stürzt sich von der Felswand, die uns neidisch wieder den Blick in das Innere verwehrt, vielleicht brausend ein Strom in das Meer, oben ein silbernes Band, unten ein schäumendes Chaos.

Endlich aber werden aus den Felsen Berge, die grüne Waldeskränze tragen und allmälig sich zu einer Ebene verflachen, auf der wir Wald und Feld, ja selbst menschliche Wohnungen zu erkennen glauben.

Und wenden wir uns jetzt nach der Backbordseite, so staunen wir unwillkürlich über die unendliche Ausdehnung, welche die See jetzt zeigt, denn wahrhaft großartig tritt uns diese erst entgegen, wenn die Folie des Landes sie hebt, und am glänzendsten vom Lande aus selbst. —

Treten wir zu einem jungen Manne, der eben sich an einer solchen Fernsicht ergötzt, und das zwar von der Küste der Provinz Valdivia aus, an der Westküste Südamerikas.

Da der junge Mann ein Europäer war, so mußte er wohl eine lange Seereise gemacht haben, um dorthin zu kommen, wo wir ihn jetzt finden, aber dennoch war er erstaunt über die See und

ihre, wie ihm schien, sich hier in endlose Ferne ziehende Ausdehnung.

Er stand auf einer jener Felswände, deren wir oben erwähnten, die schroff abfielen in die See, und an deren Fuß sich die Brandung tobend brach, aber obgleich er keck an die äußerste Kante des Felsens getreten war, so konnte er dennoch nicht den Kampf des Meeres mit der Erde sehen, und hörte nur das donnernde Brausen der stets auf's Neue anstürmenden Wellen.

Die Küste hatte dort bereits die terrassenartige Form, wie sie häufig in jenen Gegenden getroffen wird, und die sich vielleicht mit einem System an einander gelegter riesiger Mauern vergleichen läßt, von welchen eine stets höher ansteigt als die andere.

Aber diese Felsenmauern waren nicht kahl, wie sie wohl häufig auf der hohen Cordillera selbst angetroffen werden, sondern allenthalben, wo es nur halbwege die nicht allzu steil abfallenden Flächen erlaubten, mit einer üppigen Vegetation bedeckt.

So blickte Heinrich Dosel, denn der junge Mann war kein Anderer als er selbst, hinab auf die Gipfel der Roble, der Rotheiche, dann auf jene einer riesigen Buchenart, der Fagus procera, die man im Lande Rauli nennt, und mehrfach

anderer Bäume, deren Stammverwandte unsere deutschen Wälder bilden, und die jenen, von einiger Entfernung aus gesehen, wohl auch ähnlich sind, dann aber, näher betrachtet, sich uns wohl als Fremdlinge zu erkennen geben.

Einige Schritte hinter unserm Freunde grünte, blühte und duftete ein reizender Niederwald von Myrten, von Lorbeeren und von Fuchsien, deren Baumkronen mit mächtigen, in allen Farben prangenden Blüthen bedeckt waren, und weiter hinter ihm, und gegen das Land zu, strebte die riesenhafte Alerze zum Himmel, deren Stamm bisweilen zwölf bis fünfzehn Fuß Durchmesser hat, und die eine Höhe von hundertundfünfzig Fuß erreicht.

Heinrich blickte bald hinab auf den grünen Wall zu seinen Füßen, den die Erde als Bollwerk gegen das Meer dorthin gepflanzt zu haben schien, dann auf den Urwald, der das Plateau krönte, auf welchem er sich befand, und dann wieder hinaus gegen die See, und dachte, wie vom Bord aus ihm diese stille See oft nur als eine große Scheibe vorgekommen sei von nicht eben besonderer Ausdehnung, in deren Mittelpunkt sich das Schiff befunden, stampfend und schlingernd, und scheinbar doch nicht von der Stelle kommend, und

wie unendlich sich diese See hier ausdehne vor seinen Blicken, und wie reizend sie sei, eben jetzt, wo die Sonne sich anschickte, hinabzusteigen in sie, und sie vorher mit tausendfältigem Farbenglanze schmückte.

Er fühlte, daß die Gegensätze hier den wohlthätigen Zauber ausübten, der ihn so sehr entzückte, und streckte die Arme begeistert aus gegen das reizende Bild.

Fühlte er wohl auch, daß ihn selbst die Gegensätze glücklich machten in diesem Augenblick, wo er als ein freier Mann dastand in der prachtvollen Natur, und dachte er daran, wie er hungrig und frierend am kalten Ofen seiner Hausfrau Frida gesessen, von ihr keines Blickes gewürdigt, verunglimpft und gescholten von den Drachen, den Tanten?

Wir wissen vorläufig das noch nicht, aber wir wissen, daß ihm beifiel, wie er doch nicht ein ganz freier Mann sei, und daß er jetzt den Heimweg antreten müsse in das Haus des Sennor Pereira in Valdivia, bei dem er drei Wochen als Kaufmann in der Lehre gestanden, und dessen Factotum er jetzt so ziemlich war.

Als der englische Capitän, auf dessen Schiff Heinrich in die Bai von Corral, den Hafen von

Valdivia, gebracht worden war, dort die Anker geworfen hatte, ließ er Heinrich zu sich kommen, gab ihm eine Goldunze, zwei Hemden, eine Weste und ein paar Beinkleider, und fügte mit kurzen Worten ein Lebewohl hinzu.

Heinrich dankte gerührt für diese Gabe und für alles Gute, was er auf dem Schiff erfahren hatte, aber ebenfalls mit kurzen und bündigen Worten. Dann ging er.

Als er bereits die Kajütenthür in der Hand hatte, rief ihn der Capitän zurück, reichte ihm schweigend die Hand, und hierauf ging er zum zweiten Male, ebenfalls wieder ohne ein Wort zu sprechen.

Er hatte genug gelernt von der Weise der Seeleute, um zu begreifen, daß jener letzte Händedruck des Capitäns nichts weiter war, als eine Anerkennung, daß er sich schweigend in sein Schicksal gefügt, und eine Art Dankbezeigung hiefür.

Als Leichtmatrose, wie auf der „schönen Barbara", konnte man ihn auf dem englischen Schiffe nicht brauchen, da dieses vollkommen mit kräftigen Leuten besetzt war, und überdem noch eine weite Reise vor sich hatte. Es war mithin gewissermaßen Pflicht des Capitäns, den blinden Passagier an's Land zu setzen; daß er ihn be-

schenkte, war edel. Als Heinrich aber das Deck betrat, kamen die Matrosen auf ihn zu, gaben ihm ein Bündel, in welchem sie ähnliche Gaben, wie ihr Capitän, für ihren bisherigen Reisegefährten gesammelt und zusammengepackt hatten, und sagten ihm, daß sie ihn an's Land schaffen würden, sobald die Douane an Bord gewesen sei.

Die Douane kam, und nachdem sie das Schiff wieder verlassen hatte, fuhr auch Heinrich an's Land, mit schwerem Herzen und schlimm zerdrückter Rechten, da alle Matrosen ihm kräftig die Hand geschüttelt.

Da aber zu jener Zeit nur spanische Schiffe Handel treiben durften, oder doch wenigstens denen anderer Nationen vielfache Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, so blieb der Engländer nur drei Tage lang im Hafen von Corral, und ging am vierten wieder in See, und Heinrich, der während dieser Zeit nur einige Male den einen oder den andern der Matrosen flüchtig hatte begrüßen können, winkte jetzt mit seinem Taschentuche dem fortsegelnden Schiffe nach, ohne zu wissen, ob man von dort aus ihn bemerkte.

Als das letzte Segel hinter dem Fort Carlos verschwunden, war es unserm Heinrich zu Muthe, als sei er der verlassenste Mensch auf der ganzen

Erde, und da eben Niemand in seiner Nähe, so begann er bitterlich zu weinen.

Wie aber war Heinrich auf das Schiff des englischen Capitäns gekommen?

Es ist höchst natürlich, daß der freundliche Leser diese Frage stellt, und wir werden uns bemühen, sie eben so einfach zu beantworten.

Es ist höchst schwierig, bei Tage, und selbst bei ganz flauem Winde, einen Mann wieder zu bekommen, der über Bord gegangen ist, sogar wenn die ganze Mannschaft des Schiffes und alle Passagiere dessen Zeuge waren, und wir wohnten an Bord der „Reform“, Capitän Hattendorf, auf dem atlantischen Ocean einem solchen Vorfalle bei, wo trotz der größten Besonnenheit des Capitäns und trotz dem entsprechenden Eifer der Mannschaft das Leben des Mannes dennoch an einem Haar hing.

Es ist noch viel schwieriger, einen Mann zu retten, der bei etwas hoher See und starkem Winde über Bord geht, unmöglich fast, wenn man dies nicht sogleich bemerkt.

Es wird mithin vollkommen unmöglich scheinen, daß ein Mann gerettet werden kann, welcher bei dem unaufhörlichen Sturm, der bei Cap Horn oder in dessen Nähe herrscht, in's Wasser

fällt oder in dasselbe geworfen wird, zudem noch, wenn Niemand Zeuge war und wenn es Nacht ist.

Ganz unmöglich ist es aber nicht, daß der Unglückliche von einem andern Schiffe aufgenommen werden kann, wenn gleich unter Hunderten von Fällen höchstens einer auf diese glückliche Weise ausgehen wird.

Während das Schiff, auf dem sich der Verunglückte befand, weiter segelt und in der stürmischen Nacht verschwindet, erscheint ein anderes Fahrzeug, welches den entgegengesetzten Cours steuert. Der Mann, der Wache hält, kann, schon aufmerksamer gemacht durch diese Begegnung, den mit den Wellen Kämpfenden bemerken, vielleicht hilft ein plötzlich erscheinender Mondstrahl noch hierzu, und es gelingt ihm, ein rettendes Tau zuzuwerfen.

In jenen Regionen gehen ferner häufig, durch die heftige Bewegung des Schiffes, und durch fast unaufhörlich auf Deck stürzende Seen, allerlei Gegenstände über Bord, Tonnen, Hühnerkästen und Aehnliches, und vermöge der fast nie ausbleibenden Havarien wohl auch kleinere Masten, oder ein Stück der Schanzverkleidung, und wir genossen diese Vergnügungen selbst während der zweimaligen Umschiffung bei Cap Horn, sowohl

bei der Hinfahrt auf der Reform, als auch während der Rückreise an Bord des guten Schiffes Dockenhuden.

Es ist begreiflich, daß, wenn ein glücklicher Zufall, oder ein rettender Engel, dem in's Wasser Gestürzten einen solchen Gegenstand zuführt, er sich auf demselben halten kann, bis der Tag anbricht, wo dann freilich ein Schiff nicht lange zaudern darf, des Weges zu segeln, um ihn aufzunehmen.

Die Unwahrscheinlichkeiten der Rettung beginnen sich demnach zu mindern.

Setzen wir noch hinzu, daß der Mann, vielleicht so eben im Begriff, sich sinken zu lassen, plötzlich von der Brandung ergriffen und auf eine jener wüsten Klippen geschleudert wird, die dort, zu Gruppen vereinigt, die äußerste Spitze Südamerikas bilden, so könnte man ihn, mit einiger Unkenntniß jener Gegenden, noch mehrfache Abenteuer bestehen lassen, ehe man ihn an Bord des Engländers brächte.

Wir selbst thun nichts von alledem.

Wir begnügen uns, nachdem wir gesagt haben, wie schwierig unter den gegebenen Verhältnissen eine Rettung aus den Fluthen, nachdem wir aber auch gezeigt haben, daß eine solche nicht vollstän-

dig in's Reich der Unmöglichkeit gehört, den wohlgeneigten Leser ganz ergebenst zu ersuchen, Heinrich Dosel auf eine der angegebenen Arten, oder wohl auch auf eine andere, sich gerettet zu denken, und kehren jetzt, es ist Zeit, schleunigst zu ihm zurück.

Wir finden ihn nicht mehr weinend, sondern seine Baarschaft überzählend, was vernünftiger, und hierauf überlegend, was er nun beginnen sollte, was am allervernünftigsten war.

In dem Bündel, welches ihm die Matrosen gegeben hatten, fand er einen sonderbaren Mischmasch von Kleidungsstücken, und nebenher noch allerlei kleine Gegenstände, welche die Geber wohl entbehren konnten und von denen sie glaubten, daß sie vielleicht ihm nützlich sein dürften, er fand aber auch einiges Geld, welches ihn einerseits schamroth machte, während auf der andern Seite ihre Gutherzigkeit ihn in dankbare Rührung versetzte.

Für den ersten Augenblick also war er wohl geborgen.

Aber was weiter?

Er war auf eine sonderbare Weise in das Land gekommen, in welchem er sich eben befand, aber Gott hatte ihn bisher aus so mancherlei Fährlichkeiten errettet, und er zweifelte deshalb vorläufig nicht, daß er sich auch in der Folge

seiner annehmen werde, und da er, seiner in der letzten Zeit bestandenen Abenteuer zufolge, schon einigermaßen praktisch geworden war, so sann er jetzt darüber nach, mit welchen Hülfsmitteln er die göttliche Fürsorge wohl zu unterstützen im Stande sei, mit anderen Worten: was er könne.

Spanisch hatte er an Bord der „schönen Barbara" ein wenig radebrechen gelernt von den Seeleuten, welche ebenfalls alle Sprachen derjenigen Küsten radebrechen, welche sie besuchen.

Aber war ihm diese geringe Kenntniß der spanischen Sprache hier im Lande gleichwohl so nöthig, als die Luft zum Athmen, so nährte sie ihn doch ebenfalls eben so wenig wie diese Luft selbst.

Dann sprach er etwas Französisch, war Jurist, und konnte kleine Körbchen aus Stroh und Binsen flechten, welche Kunst ihn als Knabe seine Mutter gelehrt hatte.

Das war Alles, und er war nichts weniger als zufrieden mit dieser Zusammenstellung seiner Kenntnisse, denn als französischer Sprachlehrer konnte er sich schwerlich sein Brod verdienen hier in einem Lande, in welchem, wie er bereits bemerkt hatte, Niemand französisch sprach, und noch

geringere Aussicht war vorhanden, daß er bei der spanischen Justiz eine Anstellung finden würde.

Was das Korbflechten betraf, so war dies eine Spielerei, und nicht weiter zu beachten.

Hier im Hafen von Corral, oder eigentlich in der jämmerlichen Schenke, die außerhalb des Forts lag und ihm bisher Unterkunft gegeben hatte, konnte er indessen unmöglich bleiben. Er wollte nach der Hauptstadt der Provinz, nach Valdivia, da er von jeher gehört hatte, daß in einer Hauptstadt, bei dem Gewühle und dem Zusammenflusse von Menschen, der dort stattfände, sich wohl auch Beschäftigung ergäbe für Jemand, der überhaupt nur Lust trüge zu arbeiten, und nach einigen Tagen war er so glücklich, einen Platz auf einem Boote zu bekommen, welches einige spanische Soldaten vom Hafen nach der Hauptstadt brachte.

Hat man gleichwohl auf einer längeren Seereise wenig mehr gesehen, als das, was Luft und Wasser bieten, so ist man doch, betritt man endlich ein fremdes Land, nicht mehr so „grün" und so zum Anstaunen aufgelegt, als am Anfange der Reise. Trotzdem aber war Heinrich mächtig ergriffen, als er jetzt zum ersten Mal durch den in der That prächtigen Hafen von Corral fuhr und die Pracht des Urwaldes bewundern konnte, wel-

cher fast alle Ufer säumte, und nur hier und da von Forts unterbrochen war, welche die Bai beschützten, und nachdem man zwischen dem Piojo-Vorgebirge und der reizenden Insel Manzera hindurch gefahren, und in den Valdiviafluß eingedrungen war, wurde er sich erst recht bewußt, daß er sich in einem fremden Welttheile befand.

Man hat das Ruder kräftig zu handhaben, wenn man nicht allzu langsam vordringen will, auf dem rasch und stürmisch strömenden Valdiviafluß, und eben so ist Vorsicht nöthig, da die entwurzelten Riesen des Urwalds, von felsigen Anhöhen herabgestürzt und unter den Wellen begraben und festgerannt, nicht selten dem Boote höchst gefährlich werden.

Aber dennoch hatte Heinrich Zeit genug, die mächtigen Stämme anzustaunen, welche dicht nebeneinander längs der Ufer himmelan strebten, und, näherten sich diese, keinen Sonnenstrahl mehr auf das Wasser fallen ließen, so daß es dunkel wurde auf dem Strom, als sei der Abend hereingebrochen.

Bisweilen hatten sich jene Baumriesen zurückgezogen auf einige Entfernung vom Ufer, und zweien, dort vorzugsweise einheimischen Bambuseen erlaubt, ihr Wesen zu treiben und undurchdring-

liche Dickichte zu bilden, feste, geschlossene, mauerartige Gehäge von fünfzig bis sechszig Fuß Höhe.

Diese beiden Bambusarten sind die Quila und die Coliquea, aus welchen die Araucanischen Indianer ihre gefürchteten Lanzen verfertigen, von welchen die spanischen Soldaten Heinrich Dinge erzählten, die ihm vollständig unglaublich vorkamen, von deren Wahrheit er aber später überzeugt wurde.

Auch die riesige Taube, die Columba araucana, erregte die Bewunderung unseres Heinrich, welche bisweilen in großer Anzahl längs der Ufer friedlich Platz genommen hatte und nichts weniger zu fürchten schien, als das vorüberfahrende, mit Menschen gefüllte Boot, während ein Haufe Papageien, Choi*) in der Landessprache, welche eben so wenig zu fürchten hatten als jene Tauben, mit furchtbarem, die Ohren zerreißendem Geschrei die Flucht ergriffen und weit hinwegzogen über die bewaldeten Ufer und Berge.

Die Bewunderung und das Erstaunen in der jugendlichen Brust unseres Freundes erreichte aber den höchsten Grad, als man endlich die Hauptstadt Valdivia selbst erreicht hatte.

*) Der wohlklingende und leicht zu behaltende wissenschaftliche Name dieses Thieres ist Enicognathus leptorhynchus.

Er fand eine gewisse Anzahl einstöckiger, das heißt blos aus einem Erdgeschosse bestehender, vereinzelter Häuser, welche auf Wiesengrund standen, oder auf etwas, welches man vielleicht einen Garten nennen konnte. Wenn diese Gebäude nicht in vollkommener Unordnung Platz genommen auf dem mütterlichen Boden der Erde, und sich ein wenig mehr einander genähert hatten, so nannte man den Raum, der sie trennte: calle, eine Straße, während man plaza einen Ort nannte, auf welchem sich anzusiedeln bis jetzt noch Niemand für gut befunden hatte.

Die Soldaten hatten ihn verlassen, um sich nach dem Orte ihrer Bestimmung zu begeben, und da Heinrich statt des Gewühles von Menschen auf den volkreichen Straßen nichts weiter fand als Grasplätze, auf welchen sich Hunde umhertrieben, so schritt er auf die Kathedrale zu, vielleicht weniger, um Gott um Rath zu bitten, was er beginnen sollte, als wohl, weil eben diese Kirche das größte Gebäude in der Stadt, und weil ihr Thurm, aus der Ferne gesehen, ihm auf eine reiche, merkwürdige und gegen die anderen Gebäude bedeutend abstechende Art verziert schien. Er fand bei näherer Betrachtung indessen, daß diese wunderbaren Arabesken mit Oelfarbe auf

grobe Leinwand gemalt waren, und daß diese Leinwand, gespannt auf ein hölzernes Gerüst, die vier Seitenwände des Thurmes bildeten.

Später erfuhr er, daß, da die Erdbeben schon zu verschiedenen Malen den Thurm zerstört hätten, man auf diese Weise sich einen Kirchthurm verschafft habe, ganz wie sich solche in Europa befänden, nur haltbarer und wohlfeiler. *)

Indem er nun beschäftigt war, sich dieses eigenthümliche Bauwerk näher zu betrachten, zeigten sich nach und nach einige Menschen auf den Straßen, da eben die Zeit der Siesta, während welcher er eingetroffen war, vorüber, und man führte ihn zu einer Schenke, in welcher er sich mit Wein von Concepcion und Maisbrod erquickte, auf sein Befragen aber erfuhr, daß er hier nicht übernachten könne, und nach weiteren Erkundigungen die Nachricht erhielt, daß überhaupt kein Gasthof mit solch einer überflüssigen Einrichtung vorhanden sei.

„Aber wo soll ich denn bleiben?" sagte er, mehr erschrocken als in Verwunderung gesetzt.

*) Mehrfach noch habe ich in Chile diese Aushülfen gefunden, die nicht unzweckmäßig sind, wenn man einmal dennoch Kirchthürme haben will, wie in Europa, und die durch die Erdbeben allerdings nicht selten nöthig werdenden Reparaturen zu vermeiden sucht.

„Nichts ist einfacher," erwiederte der Spanier, der die Schenke hielt, mit äußerst höflichem Tone, „bei Eurem Gastfreunde!"*)

„Großer Gott," rief Heinrich, „ich bin wildfremd hier, und kenne keine Seele, wie wird da werden!"

„Es ist unmöglich, daß Ihr Niemand hier kennt," sagte der Wirth abermals sehr höflich, aber dennoch mit dem Tone der Ueberzeugung, „denn sonst wäret Ihr sicher nicht hierher gekommen."

Es entstand eine Pause, und nun theilte ihm Heinrich von seinem Abenteuer flüchtig mit, was er eben für nöthig hielt, und setzte ihn auf gleiche Weise von seinem Vorhaben in Kenntniß, in der Stadt irgendwie eine Beschäftigung zu erhalten.

„Bei Euren großen Kenntnissen und bei Eurer ausgebreiteten Bekanntschaft wird nichts leichter sein als das," sagte der höfliche Mann.

Trotz dieser großen und offenbar übertriebenen Höflichkeit aber war der Spanier dennoch auch

---

*) Erst lange Zeit nachher entstanden eigentliche Gasthöfe, selbst in den wirklich großen Städten Chiles, und ganz nach der Angabe des Spaniers kehrte früher dort jeder Reisende bei seinem Gastfreunde ein, oder bei Jemand, an den er empfohlen war. Eigentliche Fremde bereisten kaum zu jener Zeit das Land.

gutherzig, und Beides sind die heutigen Bewohner Chiles ebenfalls noch, und nach einigem Hin- und Herreden versprach er ihm auf einige Tage wenigstens ein Unterkommen zu verschaffen bei seiner Gevatterin, einer alten Sennorita, die allein für sich und von ihrem Gelde lebe.

Heinrich war mit Allem zufrieden, und der Spanier führte ihn sogleich, und ohne vorher Rücksprache zu nehmen mit der Sennorita, welche von ihren Renten lebte, zu dieser Dame, und unser Freund fand ein mumienhaft ausgetrocknetes braunes Geschöpf, zwischen fünfzig uud hundert Jahren, bekleidet mit einem Hemde, von welchem man vermuthen konnte, daß es in früheren Zeiten vielleicht weiß gewesen war, und mit einem außerordentlich engen und kurzen Röckchen, welches unbedingt als schwarz angenommen werden mußte.

Der Spanier verbeugte sich bis auf den Boden, und erklärte hierauf der Sennorita, daß er hier einen jungen, reichen und vornehmen Edelmann brächte, welcher wünsche einige Zeit in der hiesigen Stadt und in einem guten Hause zu leben, der aber um Alles in der Welt durchaus nichts umsonst haben wolle, und Heinrich, nachdem er sich ebenfalls tief verbeugt hatte, ward mit der Sennorita einig, daß er für einen Medio täglich

(etwa neun Kreuzer) Kost, Wohnung und alle übrigen Bequemlichkeiten haben solle, welche das Haus überhaupt biete.

Hierauf entfernte sich der Gevatter der Hausfrau, und Heinrich hatte in einigen Stunden bereits die Ueberzeugung gewonnen, daß er nicht schlimm aufgehoben war, wenigstens wenn er seine Mittel in Betracht zog, und die Ansprüche, welche er machen konnte.

Die lächerliche und übertriebene Höflichkeit ging bei der Alten bald in ein freundliches, ja fast mütterliches Benehmen über, und als der Abend hereingebrochen war, nannte sie ihn schon nicht mehr „Euer Gnaden," sondern „Kind," oder „mein Sohn." Dann brachte sie eine Strohmatratze und eine wollene Decke, welche sein Bett vorstellten, und legte beide Gegenstände auf die Erde, unweit ihres eigenen, auf gleiche Weise beschaffenen Lagers, und da das von braunem Holze aufgeführte Haus, mit Ausnahme eines angehängten kleinen Schuppens, nur ein einziges Gemach hatte, so war füglich gegen diese patriarchalische Anstalt nichts einzuwenden.

Auch das übrige Leben im Hause der Sennorita Dolores war vollkommen patriarchalisch gehalten.

Die Alte schmorte einmal in der Woche Erbsen, von welchen am ersten Tage ein Theil warm verzehrt wurde, während man die übrigen an den folgenden Wochentagen kalt verspeiste. Und da der Kochherd der Sennorita aus einem Loche bestand, welches man vor dem Hause in die Erde gegraben hatte, so legte die Alte, nachdem die Erbsen gar waren, Maiskuchen in die Asche, bedeckte dieselben ebenfalls mit Asche, und diese ersetzten hierauf die Stelle des Brodes, obgleich sie meist eher verzehrt wurden, als die Erbsen, welche man dann eben ohne Maiskuchen genoß.

Was Heinrich betraf, so machte er sich nach Kräften nützlich. Vor fast jedem Hause der Stadt lag ein gefällter Baumstamm, von welchem man, anstatt ihn auf einmal zu sägen und zu spalten, so oft man Holz zur Feuerung bedurfte, ein kleines Stück abhieb. Heinrich versah von jetzt an diese Arbeit. Er besserte das Dach des Hauses aus und flickte die schadhaften Wände desselben, und bemühte sich, auf gleiche Weise den Garten oder das kleine Grundstück der Alten einigermaßen in Ordnung zu bringen, was aber nicht vollkommen gelang, indem das Unkraut energisch auf seinen lang verjährten Rechten bestand.

Da aber diese Beschäftigungen stets nur einen

kleinen Theil des Tages ausfüllten, so machte er Ausflüge in die Umgegend, und ging des Abends in den Straßen der Stadt spazieren, bei welcher Gelegenheit er zu seiner Verwunderung die Bemerkung machte, daß in den kleinen und einfach scheinenden Häusern reiche Leute wohnen müßten, die reizende Frauen und Töchter besaßen, welche ihrerseits sich wieder im Besitze brennender Augen und blitzender Edelsteine befanden.

Von der Lebensgeschichte seiner Alten erfuhr er nur wenig. Sie war im Lande geboren, aber von spanischer Abkunft, ob sie aber verheirathet gewesen und Kinder besessen, wurde ihm nicht klar. Auch seine Erlebnisse schien s i e nicht recht zu begreifen, und wunderte sich nur ungemein, daß er so weit hergekommen sei, vielleicht gar noch weiter als von Santjago, welches für sie die weiteste Entfernung zu sein schien, in welcher irgend eine Stadt überhaupt liegen könne.

Nachdem er aber vierzehn Tage in ihrem Hause zugebracht, und ihr eines Morgens, wie gewöhnlich, den bedungenen Medio aushändigen wollte, nahm sie denselben nicht.

„Behalte Dein Geld, mein Kind,“ sagte sie, „wenn ich einmal gestorben bin, wirst Du es brauchen können!“

Sie wollte ihn also gewissermaßen als ihren Sohn bei sich behalten bis an ihr Ende.

Aber eben das brachte Heinrich wieder ernstlich auf den Gedanken, sich nach einer bestimmten Existenz umzuthun, vor Allem nach Arbeit, denn der Müssiggang fing an ihm drückend zu werden.

Er fand indessen keine Auskunft. Bei dem Spanier, der die Schenke hielt und den er einige Male besuchte, hatte er längst die Gewißheit erhalten, daß an irgend einen Dienst in seinem Fache nicht zu denken sei.

Man gab kaum den im Lande geborenen Söhnen von eingewanderten Spaniern irgend einen unbedeutenden Posten, viel weniger einem Fremden.

Als er von französischem Unterricht sprach, welchen er ertheilen wollte, glaubte man, er scherze. Aus welchem Grunde sollte man diese Sprache lernen, da nicht selten zehn Jahre vergingen, in welchen kein einziger Franzose nach Valdivia gekommen war.

Ein Zufall kam ihm zu Hülfe.

Bei einem Ausfluge in's Freie hatte er eine höchst zierliche Binsenart gefunden, und da er sich hierbei seiner als Knabe erlernten Geschicklichkeit

erinnerte, flocht er ein artiges Körbchen, welches er am Abend der Alten als Geschenk überreichte.

Sie sah ihn starr an, dann rief sie: „Wer hat das gemacht?"

„Nun, ich!"

„Du bist ein Dummkopf!"

Sie umarmte und küßte ihn, dann nahm sie das Körbchen und lief aus dem Hause.

Als sie nach nicht langer Zeit zurückkehrte, schüttete sie eine Hand voll Realen auf den Tisch. Sie kannte die Liebhaberei ihrer Landsleute an dergleichen Spielereien, und hatte mit leichter Mühe das Körbchen verkauft.

„Mache noch hundert so wie dieses, und ich verkaufe sie Dir alle," sagte sie.

Aber er flocht keine hundert Körbchen mehr, denn bereits nach einigen Wochen führte ihn die Alte zum Sennor Pereira, an den sie ebenfalls Einiges von ihren Waaren verkauft hatte, und der neugierig war, den Verfertiger der reizenden Körbchen zu sehen. Der alte Sennor war ein Kaufmann, und schloß anfänglich einen Vertrag mit Heinrich ab, alle Körbchen, welche er flechten würde, an ihn einzuliefern, nachdem er aber öfter mit ihm gesprochen hatte, machte er ihm eines Tages den Vorschlag, zu ihm zu kommen und ihn

in seinen kaufmännischen Geschäften zu unterstützen.

„Einen Richter kann ich nicht aus Ihnen machen," sagte er, „aber einen Kaufmann. Was wir hier im Lande brauchen, lernen Sie in einem Monat, vielleicht früher, und es wird Ihnen gute Dienste thun, denn die Liebhaberei an den Körbchen nimmt mit der Zeit ab."

Heinrich schlug erfreut ein. Die Alte nahm keinen Realen von seinem Schatze, obgleich er ihr fast mit Gewalt die Hälfte desselben aufdringen wollte, aber sie weinte reichliche Thränen, als er Abschied von ihr nahm, aus Freude, daß es ihm jetzt gut gehen werde, aus Kummer, daß er von ihr zöge.

Es mag doch sein, daß sie früher einen Sohn gehabt!

Barmherzige und gute Menschen aber giebt es allenthalben auf der Welt, sind sie gleich dünn gesäet, oder ist das Saatkorn eben nicht auf den rechten Boden gefallen. —

Das Geschäft des Sennor Pereira war für jene Zeit wenigstens ein ziemlich ausgebreitetes und vielseitiges.

Er bezog einmal Waaren aus Europa, welche er in Chile wieder verkaufte. Er kaufte aber auch

Landesproducte Chiles selbst, welche er theils nach Europa sendete, theils an anderen Orten der Westküste wieder absetzte, und nebenher besaß er selbst Ländereien und ziemlich zahlreiche Viehheerden.

Heinrich fand sich trotzdem überraschend schnell zurecht, und nach etwa drei Wochen sagte eines Morgens Pereira zu ihm:

„Wenn es Ihnen recht ist, so betrachte ich Sie von heute an als meinen Gehülfen, und zahle Ihnen sogleich Ihren Monatsgehalt, da Sie ohne Zweifel allerlei Dinge zu kaufen haben werden.“

Anfänglich glaubte unser Heinrich, der Sennor Pereira scherze, und dieser Glaube nahm noch zu, als dieser jetzt einen Haufen von Thalerstücken vor ihm auf den Tisch schüttete; nachdem er aber die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß jener im vollständigen Ernste sprach, war er überglücklich.

Es war verdientes Geld, wenn gleich vorausgezahltes, und wer selbst Geld verdient, erarbeitet hat, weiß, daß ein verdienter Thaler einen besseren Klang hat, als zehn erschwindelte, und vielleicht auch länger hält, als jene.

Zwar war er schon in Europa gezwungen, sich seinen Unterhalt zu verdienen. Aber wie mußte er sich mit Notenschreiben quälen, bis er ein paar

Groschen erworben, und wie sauer war das durch Stundengeben errungene Brod!

Und jetzt diese Menge Geldes, als Gehalt für einen einzigen Monat nur!

Seit er jenes Capital von der Tante Thurneisen entlehnt, was er ihr heute noch schuldig, hatte er nie eine so bedeutende Summe besessen.

Er nahm sich vor, Alles aufzubieten, um der guten Meinung, die sein Brodherr von ihm hatte, zu entsprechen und sich nützlich zu machen nach Kräften, und wir überlassen ihn auf kurze Zeit diesem wackern Streben, um zu sehen, wie es in seinem Herzen bezüglich Frida's, seiner trostlosen Strohwittwe in Europa, aussah.

In Brasilien hatte er einen langen Brief an Frida geschrieben, in welchem er sich bemühte seine Unschuld zu beweisen hinsichtlich des, seiner Meinung nach, von Brokers unterschlagenen Geldes, und ihr ausführlich auseinandersetzte, wie seine Entfernung eine durchaus unfreiwillige sei. Dann hatte er seine Leiden geschildert und mit den Versicherungen der glühendsten, unwandelbarsten Liebe geschlossen, indem er zugleich seine Hoffnung aussprach, binnen Jahresfrist sie in seine Arme schließen zu können.

Wir bedauern schmerzlich, daß dieses Schreiben

verloren ging, und nie in die Hände der zärtlichen Gattin gelangte, welche es ohnfehlbar äußerst glücklich gemacht haben würde.

Als er in Valdivia darauf bei seiner guten alten Dolores eine Unterkunft gefunden hatte, verschaffte er sich mit vieler Mühe die nöthigen Materialien, und verfaßte ein abermaliges Schreiben, welches jenem, von Brasilien aus abgesendeten, so ziemlich ähnlich war. Aber dieser Brief befand sich, ziemlich beschmutzt und zerknittert, noch in seinen Händen, da er keine Gelegenheit gefunden hatte, ihn abzusenden.

Jetzt, wo er Schreibmaterialien und zugleich die, für jene Zeit wenigstens, ziemlich sichere Aussicht hatte, durch die kaufmännischen Verbindungen Pereira's seine Nachrichten an Ort und Stelle befördert zu sehen, schrieb er, nachdem er den zweiten Brief vernichtet hatte, zum dritten Male.

Aber obgleich er sich vorgenommen hatte, zu schreiben wie zuvor, so flossen doch vorzugsweise nur Worte aus seiner Feder, welche ihn freisprechen sollten von dem Verdachte der Flucht und der Veruntreuung jener Summe. Von Liebe und Wiedersehen sprach er ebenfalls, aber — er stylisirte, woraus erhellt, daß in seinem Herzen eine gewisse Veränderung vor sich gegangen sein mußte.

Ein junger Mann, der wirklich liebt, wird freilich vielerlei Blödsinn schreiben, aber er wird nicht künstlich stylisiren.

Wie es die Frauen halten, ist uns unbekannt.

Als aber unser Heinrich auf seiner harten Strohmatratze lag in der Hütte der Sennorita Dolores, und während er ihre geschmorten Erbsen und die Maiskuchen mit ihr theilte, stellte er unwillkürlich Vergleichungen an zwischen dieser Alten, die arm war und häßlich, und zwischen den beiden Tanten, die reich und häßlich waren, und endlich zwischen Frida, die reich und schön war, und diese Vergleiche fielen sehr zum Vortheil jenes armen, in Lumpen gehüllten Weibes aus, welches sein dürftiges Brod mit dem Fremden theilte, während jene, alle drei, ihn darben ließen und schlimmer behandelten als einen Hund.

Als er hierauf in das Haus des Sennor Pereira kam, und dort sah, wie der Reichthum das Leben genießt, ohne zu verschwenden und ohne zu knausern, stellte er abermals Vergleiche an, und es kam ihm bisweilen vor, als sei er, drüben in Europa, in die Höhle eines der schlimmsten Laster gerathen, in jene des schmutzigsten, widerlichsten und erbarmungslosesten Geizes und der Habgier.

Und erst jetzt, werdet Ihr sagen, erst jetzt stellt

dieser junge Mann, von welchem es fast den Anschein hat, als solle er der Held unserer Geschichte werden, diese Betrachtungen an? Er muß sehr einfältig sein, dieser Heinrich Dosel!

Er war nicht einfältig, er war nur ein gutherziger, bescheidener Junge, der aufgezogen worden war in Mangel und Noth, und der deshalb den Ueberfluß nicht kannte, ja kaum das, was man ein anständiges, bescheidenes Auskommen nennt; der die Menschen nicht kannte, weil er jung war, und eben deshalb sich in Frida verliebt hatte, welche der Menschen Herzen eben so wenig verstand, sondern nur einige ihrer Schwächen zu benutzen wußte, um ihre Habgier zu befriedigen.

Wenn er jetzt freilich daran dachte, welche Rolle er als Ehemann und Hausherr gespielt hatte, stieg die Purpurgluth der Scham auf seine Wangen, und bisweilen fragte er sich um den Grund, warum ihn das schöne und reiche Mädchen so plötzlich, so Knall und Fall, wie man zu sagen pflegt, geheirathet und dann so schnöde behandelt habe.

Er dachte an eine Probe, die sie mit der Beständigkeit seiner Liebe habe anstellen wollen, aber abgesehen von dem Umstande, daß man dergleichen, überhaupt wenig gebräuchliche, Proben durch-

schnittlich vor dem priesterlichen Segen vorzunehmen pflegt, sagte ihm ein gewisser Instinct, daß seine liebe Frida ihre Drachenrolle allzu consequent durchgeführt habe.

Was seine Rückkehr nach Europa betraf, so kam es ihm allmälig vor, als sei es nicht unumgänglich nöthig, dieselbe allzu sehr zu beschleunigen.

Wäre er auf der „schönen Barbara" als gepreßter oder käuflich erstandener Matrose geblieben, so wäre er vor Jahresfrist wohl schwerlich zurückgekehrt, ja, es hätte wohl gar noch einer längern Frist bedurft, da das Schiff eine weite Reise vor sich hatte.

Er wollte es jetzt auch noch ein wenig abwarten. Vielleicht machte er hier sein Glück. Die ersten Aussichten waren günstig genug. Wenn er dann mit einem selbst erworbenen Vermögen zurückkommen würde, ein reicher Mann, nicht mehr der arme Hungerleider von ehedem!!

Er dachte in der That nicht daran, Frida dann mit einem gewissen Uebermuthe entgegenzutreten, aber er hoffte, daß sie ihn würdiger behandeln werde, wenn er kein armer Schlucker mehr sei.

Heinrich Dosel war aber ein guter Junge, und immer noch in Frida verliebt, aber auch ohne eben Heinrich Dosel zu sein, betrachtet man ähn-

liche Verhältnisse in der Heimath mit anderen Augen, je nachdem man sich eben in guten oder schlimmen Umständen befindet.

Neben diesen Gründen aber waren noch zwei andere vorhanden, welche ihm die Heimreise in der ersten Zeit nicht nur erschwerten, sondern selbst unmöglich machten.

Er mußte sich erstens das zu der Rückreise nöthige Geld erwerben, und zu jener Zeit waren die Passagegelder bedeutend höher als gegenwärtig.

Dann aber war auch die Gelegenheit zur Rückreise ungleich seltener als jetzt, da auf zehn Schiffe, welche jetzt jene Reise machen, und auf welchen man Passagiere aufnimmt, für jene Zeit wohl kaum ein einziges zu rechnen ist.

Abwarten also, und als ein Mann, als ein gemachter, zurückkehren, während man abreiste als — nun, er sprach sich das nicht deutlich aus. —

Sechs oder acht Wochen nach jenem Ausfluge, auf welchem wir Heinrich zuerst an der Küste von Valdivia begegneten und ihn die landschaftliche Schönheit desselben bewundern sahen, sagte ihm eines Tages der Sennor Pereira, daß er sich bereit halten solle, in einigen Tagen zur See nach Valparaiso und von dort aus weiter in's Land

zu gehen, theils um Einkäufe zu machen, theils um Geld zu erheben.

„Sie haben,“ sagte der Sennor, „in drei Tagen mehr gelernt, als Andere oft in sechs Wochen; da Sie ferner ehrlich sind und den besten Willen von der Welt haben, so kann ich Ihnen Alles anvertrauen.

Heinrich machte sich bereit, und fuhr nach einigen Tagen den Valdiviastrom hinab, als ein Mann, der im Begriff stand, eine ehrenhafte und einträgliche Laufbahn zu betreten, während er vor wenig Monaten denselben Strom hinauf gefahren war als ein armer Teufel, mit einigen geschenkten Thalern in der Tasche und mit einem Bündel Kleider, welche man ihm aus Mitleiden gegeben hatte.

Man soll also nicht verzweifeln, wenn man nicht seine Ehre verloren hat; und da es Leute giebt, welche dann erst recht zu hoffen anfangen, so geht hieraus hervor, daß man gar nie verzweifeln soll.

3.

Reaction der Millionen-Hoffnung auf die Leute in Beroldsfeld.

Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus.
Wallenstein.

Mit dem besten Willen von der Welt war es uns bisher nicht möglich, nach unseren Freunden in Beroldsfeld zu sehen, und jetzt, da wir im Stande sind, dies zu thun, müssen wir vor Allem den freundlichen Leser ersuchen, sich um einige Monate zurückzuversetzen, wenigstens in Bezug auf die Ereignisse, welche wir im vorigen Kapitel zu schildern versuchten.

Die Tante Aloisia und Cordula befanden sich in einem kleinen, mit mehr Thüren als Fenstern versehenen Gemach (welches man gegenwärtig vergrößert hat) und waren mit weiblichen Arbeiten beschäftigt.

Jede der beiden Frauen hatte in einer Fensternische Platz genommen, und trotz einer gar nicht zu verachtenden Aussicht durch diese beiden einzigen Fenster warf doch nur selten eine der Damen einen Blick durch dieselben, wohl aus dem Grunde, weil ihnen die Landschaft bekannt, die Staffage aber langweilig war.

Und doch sah man weit hin über die Ebene, welche in einer Entfernung von einigen Stunden geschlossen war, durch das bewaldete Gebirge, und hinter den einzelnen Waldstreifen, die sich durch die Ebene selbst zogen, blickten Dorfschaften hervor, oder wenigstens die schlanken Kirchthürme derselben. Auch ein Bach führte in mehrlei Krümmungen seinen Weg durch Wald und Feld, blinkend bisweilen die Strahlen der Sonne zurückwerfend, wo eben nicht Erlen und Weiden seine Ufer schützten, oder vielmehr gegenwärtig die entlaubten Stämme derselben, denn der Winter war rasch in's Land gekommen, und eben heute hatte die Erde ihr erstes winterliches Gewand angenommen, welches ihr der Himmel während der Nacht geschenkt, das weiße Schneeflockenkleid, damit sie nicht fröre, wenn der Nordwind mit seinem eisigen Hauche über die Fluren zöge, und die junge Saat nicht zu Schaden käme, die schon

keimte und sproßte im Schooße der alten Mutter Erde.

Einmal hatte Aloisia von Beihaft flüchtig einen Blick durch die Scheiben geworfen, und sagte dann zu ihrer Nichte:

„Die Sonne meint's jetzt gut, aber sie beißt den Schnee doch nicht weg," aber da Cordula nur einfach mit: „Ich glaub's auch nicht," geantwortet hatte, stockte das Gespräch bald wieder.

Vom Oekonomiehofe, auf welchen man die nächste Aussicht hatte, sprach man gar nicht.

Es war auch eben zu gegenwärtiger Jahreszeit wenig davon zu reden. Die Scheunen geschlossen, das Ackergeräth zumeist geborgen in Schuppen, mit Ausnahme einiger Wägen, die heroisch und mit zurückgeschlagener Deichsel neben einander standen, und sich aus Schnee und Kälte wenig zu machen schienen.

Dann waren auch die Thüren und Fenster der Ställe geschlossen, und das Erbsenstroh, mit welchem man einige der Fenster verwahrt, zeigte einen weißlichen, reifähnlichen Ueberzug.

Was endlich die Staffage des Hofes betraf, so bestand dieselbe aus einigen Gänsen, welche melancholisch die heute zum ersten Mal mit einer Eiskruste bedeckte Düngerpfütze betrachteten, und

mit dem Schicksal zu hadern schienen, welches ihnen nun auch dieses harmlose Vergnügen rauben wollte, ihre Glieder in jenem erquicklichen Naß zu baden, und endlich aus ein paar Bauerknechten mit mehr unreinlichem als romantischem Aeußern, welche Kartoffeln und Rüben aus den Kellern im Schlosse in die Oekonomie trugen, und bisweilen ihre Hände pustend an den Mund hielten, da sie der Kälte noch ungewohnt waren.

Dennoch aber schien das Fräulein Aloisia ein Gespräch anknüpfen zu wollen, denn sie blickte öfters nach Cordula, und endlich sagte sie:

„Je mehr ich's überlege, je weniger scheint es mir recht zu sein," und da Cordula keine Antwort gab, so fuhr sie fort:

„Man muß sich mit den Dienstboten nicht allzu vertraulich stellen. Hörst Du nicht, Cordel?"

„Nun," erwiederte diese kurz, „so lassen wir es eben sein."

Trotz des hellen Wetters schien dennoch die Tante heute ebenfalls nicht zu hören, wenigstens gab sie keine Antwort. Nach einiger Zeit indessen sagte sie:

„Unerträglich sind sie aber, diese drei Mannsleute mit ihrer langweiligen Geheimnißkrämerei, der Papa, der ungehobelte Mensch, der Lämmer-

meier, und Semper, der alte Esel, der sich einbildet, wunder wie klug zu sein."

Cordula lachte:

„Der Papa und der Pfarrer sprechen jetzt doch wenigstens kein Lateinisch mehr," sagte sie dann.

„Ja," versetzte Aloisia, „weil Lämmermeier ungeschliffen genug war, zu sagen, daß der Papa mehr Böcke mache, als Silben ausspreche. Desto mehr aber flüstern sie und reden heimlich zusammen."

„Hm, der Semper weiß Alles," sagte Cordula, „wir brauchen den Papa und den Lämmermeier nicht."

„Es ist eine Frage, ob er Dir's sagt!"

Das junge Mädchen zog schweigend aus ihrem Arbeitstische eine schwarz und gelbe wollene Wintermütze, und hielt sie, ohne ein Wort zu sagen, der Tante entgegen.

Das waren die Farben des Regiments, bei welchem Semper früher gestanden, und nebenher auch die des Berold'schen Wappens, und der Alte brachte dieselben als Schmuck und Zierde an, wo er nur immer konnte.

Aloisia lächelte anfänglich, dann schüttelte sie das Haupt:

„Ich sage gar nichts mehr. Mache, was Du willst.“ —

Als einige Stunden später Cordula dem Peter Semper die Mütze ungebührlich tief über die Ohren zog, ihm dann einen Klaps auf den Kopf gab, und ihn vor den kleinen Spiegel in seine Stube führte, traten dem Alten die Thränen in die Augen.

Er nannte sie Du, wie früher:

„Und das hast Du selbst gemacht für mich?“

„Freilich, Alter, damit Du Deine langen Ohren nicht erfrierst, weil's schon so bald kalt geworden ist!“

Dann rieb sie sich die Hände:

„Husch, Husch! bei Dir ist's auch nicht warm,“ und jetzt kniete sie vor den Ofen, warf Holz in das Feuer und schürte, und lockerte die Gluth, dann aber rückte sie einen kleinen Schemel zum Sorgenstuhl des Alten:

„Erzähle mir was, Peter!“

Als Kind hatte sie das freilich oft gethan, wenn auch wohl jetzt schon längere Zeit nicht mehr.

Peter Semper aber war es zu Muthe, als habe sie erst gestern so auf dem kleinen Stühlchen neben ihm gesessen, deshalb vielleicht schon zum

Theil, weil wir Alten auf andere Weise rechnen mit der Zeit, als das junge Volk.

Und er erzählte ihr alte tolle Geschichten, Mährchen und Selbsterlebtes, und allerlei sonderbare Kriegsaventuren, von Zeiten des seligen Prinzen Eugen bis zu denen des jetzt noch florirenden Prinzen Carl, unter dem er selbst noch gefochten, und welchen er absonderlich venerirte.

Bisweilen sagte sie:

„Erzähl' das noch einmal, Peter," oder: „Wie war das?" und er strich ihr dann die Locken aus der Stirn, und that, wie sie begehrte.

Und dann, dann kamen sie auf andere Dinge zu sprechen, und endlich lief Cordula aus der Stube, weil es zu dunkeln begann, und weil sie zur Tante müsse, wie sie sagte.

Peter Semper trat vor den kleinen Spiegel, und setzte sich seine neue Mütze auf etwas mehr martialische Weise zurecht, aber endlich kam's ihm vor, als ob seine Ohren wirklich ungebührlich lang wären.

Moralisch wenigstens.

„Ich glaube, Semper," sagte er, „Du thust ein Esel sein, daß Du der Cordel die Sachen von wegen der Erbschaft ausgeplaudert hast. Es

kommt mir jetzt vor, als sei sie nur deswegen herüber gekommen."

Es war freilich so, aber es war auch jetzt zu spät, einen „Moralischen" zu bekommen, wie ihn Peter bekam. Zuletzt tröstete er sich:

„Sie wird's für sich behalten," obgleich er innerlich überzeugt war, daß das nicht der Fall sein werde. —

Beim Thee erschien Lämmermeier, wie das in der letzten Zeit täglich der Fall war, und verkehrte viel, flüsternd und in einer Fensternische stehend, mit Herrn Evaristus.

An dem Fräulein Aloisia aber und an Cordula war nicht die geringste Veränderung zu bemerken, keine der Beiden war zurückhaltender als in den vorigen Tagen, und eben so wenig liebenswürdiger.

Semper begann sich leichter zu fühlen, als er das Benehmen der beiden Frauen beobachtete.

„Die Cordel hat's vielleicht vergessen, auf keinen Fall aber hat sie der Alten Etwas gesagt. Die ließe sich's merken."

Aber der alte Kriegsknecht kannte die Frauen schlecht. In diesem Punkte wenigstens. Denn es giebt keinen sichereren Verschluß für ein Geheim=

niß, als die Brust einer Frau, wenn es nämlich in ihrer Absicht liegt, es zu bergen.

Höchstens noch entreißt es ihr der Aerger, die Leidenschaftlichkeit, und selbst da nur in seltenen Fällen.

Es wäre aber ausnehmend unzart, eine Dame zu erzürnen, um ein Geheimniß zu erfahren, ganz abgesehen davon, daß man vielleicht noch allerlei andere unliebe Geheimnisse bei dieser Gelegenheit erfahren könnte, deren nähere Entwickelung nicht in unserer Absicht gelegen hätten.

Pocht also auf diese Weise nicht an ein verschlossenes Frauenherz.

Als des Abends Aloisia und Cordula sich wieder in ihrer Stube befanden, sagte die Erste:

„Natürlich schreibst Du morgen an Clemens?"

Und Cordula antwortete mit einem gewissen Ausdrucke von diplomatischer Ueberlegenheit, welcher sie trefflich kleidete:

„Mein Gott, das versteht sich von selbst!"

Der Schluß dieses Briefes, welcher bereits am andern Tage an Clemens gesandt wurde, lautete:

„Wenn Du, als Student und Jurist, der Du jetzt bist, die Sache in die Hand nimmst, so können wir vielleicht bis Neujahr schon heirathen,

was mir sehr lieb wäre. Auch brauchtest Du nachher das langweilige Zeug da drinnen in der Stadt nicht mehr zu lernen.

Wenn Du Dich duellirst, so gräme ich mich zu Tode, und schicke Dir hier etwas Eingemachtes von der Corneliuskirschen-Hecke hinten im Garten. Neues kann ich Dir nichts schreiben, und verbleibe Deine Dich liebende

Cordula."

Als der junge Clemens von Berold die Unisität bezog, nahm ihn Herr Evaristus einige Tage vorher auf seine Stube, und gab ihm dort alle diejenigen guten Lehren, welche Väter, je nach ihrer Denkungsart und dem Grade der Cultur, auf welchem sie sich selbst befinden, ihren Söhnen bei ähnlichen Gelegenheiten zu geben pflegen.

Dann aber sagte er:

„Mein liebes, gutes und theures Kind! Unser Aller Leben steht in Gottes Hand, und obgleich ich mich zur Zeit noch vollkommen wohl befinde, so ist es doch möglich, daß eine höhere Macht mich plötzlich abruft.

Aus diesem Grunde habe ich hier eine Zusammenstellung aufgezeichnet sowohl über die Art und Weise, in welcher ich bisher unser Vermögen verwaltet habe, als auch über die Einnahmen, welche

wir bisher hatten, und welche wir für die Folge zu erwarten haben, je nachdem sich die Zeiten gut oder schlimm gestalten.

Nimm dies mit auf Deine Stube und lies es aufmerksam durch. Einmal kannst Du mir später vielleicht irgendwie einen guten Rath ertheilen, und auf der andern Seite bist Du, für den Fall, daß ich plötzlich sterben sollte, wenigstens einigermaßen eingeweiht in unsere Verhältnisse."

Dem jungen Clemens traten bei diesen Worten seines Vaters die Thränen in die Augen, und er bat ihn, daß er ihn nicht also bekümmern möge. Vor Allem, sagte er, wolle und könne er nicht an den Tod seines Vaters denken, und alle Welt wisse so gut wie er, Clemens selbst, daß die Verwaltung von Gut und Vermögen in keinen besseren und treueren Händen sein könne, als eben in denen seines Vaters. Deshalb würde er weder jetzt, wo er ohnedem noch zu jung und unerfahren sei, als wie auch später, es wagen, jenem irgend eine Einsprache zu thun, oder etwas besser wissen zu wollen, als er.

Der alte Berold war außerordentlich gerührt über diese trefflichen Gesinnungen seines Sohnes, welchen er in seine Arme, und hierauf die Rechnungen in seinen Schreibtisch schloß. Noch mehr

aber war er erstaunt, ja bekümmert über das Schreiben, welches er jetzt, einige Tage nach dem Abgange von Cordula's Brief, von Clemens erhielt.

Der junge Mann mußte Mittheilungen erhalten haben über die Dosel'sche Erbschaftsangelegenheit, welche, offenbar aus einer sanguinischen Feder geflossen, ihn, wie es den Anschein hatte, zu noch sanguinischeren Hoffnungen hingerissen hatten.

Die frühere vollständige Ergebenheit in den Willen seines Vaters und sein unbegränztes Vertrauen auf denselben schienen verschwunden, und obgleich er sagte, daß er vollkommen von dem guten Willen desselben überzeugt sei, so fügte er doch gleich darauf hinzu, daß man durch Vorurtheile, oder durch eine Grille sich nicht abhalten lassen dürfe, ein so immenses Glück aus der Hand zu lassen, und daß es Pflicht eines Vaters wäre, böte sich eine solche Gelegenheit, Alles aufzubieten, um seiner Familie eine sorgenfreie Zukunft, ja selbst ein glänzendes Loos zu bereiten.

Er selbst fühle die Verpflichtung, für seine Kinder und Enkel zu handeln, und werde man ihn nicht unterstützen, so wolle er allein vorangehen.

Daß mit diesem „man" niemand Anders gemeint war, als Herr Evaristus, sein Vater, lag

auf der Hand, und obgleich dieser anfänglich durch das so plötzlich veränderte Benehmen seines Sohnes gekränkt und betrübt war, so konnte er doch nicht umhin zu lächeln, als dieser von seinen Kindern und Enkeln sprach.

Endlich fragte er sich, wer Clemens die Mittheilungen bezüglich der Erbaussichten gemacht haben könnte, und natürlicherweise fiel sein Verdacht auf Semper, da nur dieser und Lämmermeier von Quästorius' Schreiben Kenntniß hatten. Er fragte deshalb den alten Diener, aber dieser läugnete, und da Herr Evaristus überzeugt war, daß der Pfarrer Lämmermeier reinen Mund gehalten, so drang er heftiger in Semper:

„Sag's, wenn Du an den Clemens geschrieben hast," rief er, „geschehen ist's einmal, und ich will doch wenigstens wissen, woran ich bin."

Aber Semper schüttelte den Kopf.

„An den Herrn Clemens habe ich nicht geschrieben!" Er blieb dabei, und Evaristus verfolgte für den Augenblick die Sache nicht weiter, aber des Abends beim Thee, als der Alte an einem Nebentischchen mit Tellern und Tassen beschäftigt war, sagte er mit eigenthümlichem Tone und auffallend lauter Stimme:

„Wenn alte Weiber klatschen, und Schulknaben

die Unwahrheit sagen, will ich es hingehen lassen, wenn aber ein alter Soldat dergleichen thut — pfui Teufel!"

Da alle Welt wußte, wen er meine, und eben so Jedermann, ziemlich sicher wenigstens, errieth, um was es sich handle, so gab Niemand Antwort, aber es entstand eine Pause im Gespräch, und auch die übrige Theezeit verfloß ungewöhnlich langweilig und ungemüthlich, und wurde zugleich eher, als es zumeist der Fall, aufgehoben, indem sich der Hausherr zurückzog, um an seinen Sohn zu schreiben.

Der Anfang dieses Briefes war voll Zärtlichkeit und väterlicher Milde, und der Vater gestand dem Sohne zu, daß es seine Pflicht sei, alle Gelegenheiten zu ergreifen, das Wohl der Familie und seiner Kinder zu fördern, selbst wenn diese Pflicht mit höchst unangenehmen Nebendingen verknüpft sei. Dann rügte er, anfänglich mild, endlich schärfer, zuletzt allzu heftig das Auftreten seines Sohnes, und der Schluß des Schreibens würde einer Kriegserklärung ähnlich gewesen sein, wenn eine solche möglich zwischen Vater und Sohn.

Hierauf legte er den Brief zur Seite, und nach einiger Zeit überlas er denselben nochmals,

da ihm jetzt beim Bedenken dessen, was er geschrieben, selbst dessen Ende allzu scharf erschien, und mehrere Ausdrücke nicht passend.

Wie es aber bei gleichen und ähnlichen Dingen wohl Manchem zu gehen pflegt, so erging es auch hier dem Herrn Evaristus. Er las sich nämlich so genau in seine vorige Stimmung, daß er keine Silbe zu ändern für gut fand, mit einiger Heftigkeit siegelte, Semper rief, und kurz sagte:

„Morgen dem Boten!"

Der Alte sprach kein Wort, auch später beim Ankleiden seines Herrn nicht, und während das für den Letzten ein sicheres Zeichen, daß jener an seinen Sohn geschrieben, drückten den alten, ehrlichen Semper noch viel schwerere Bedenken.

Daß der „junge Herr" allerlei tolles Zeug an den „alten" geschrieben, ging schon hervor aus der ungewöhnlichen Stärke des Briefes, der wohl sechsmal so schwer war, als die sonst kurzen Episteln des Clemens. Auch daß Cordula diesem Alles mitgetheilt, was sie von Peter erfahren, ließ sich eben deshalb unschwer errathen. Desgleichen daß Vater und Sohn in Zwist gerathen.

„Und daran bist Du Schuld, altes Waschweib!" sagte Semper grimmig zu sich selbst, in=

dem er sich mit den Knöcheln der geballten Faust wider die Stirn schlug. „Der Herr hat recht!"

Aber er hatte noch schwerere Sünden auf dem Herzen.

Er hatte selbst an jenem verhängnißvollen Abend, als Quästorius' erstes Schreiben einlief, an diesen geschrieben und ihn ersucht, das Interesse seiner Herrschaft zu verfolgen in der Erbschaftsangelegenheit, halb und halb sogar, als sei er beauftragt von jener, wenn gleich auch wieder zum Theil, als sei sein Schreiben hervorgegangen aus dem Wunsche, der Familie nützlich zu sein.

Die Antwort Quästorius' aber, die jeden Tag eintreffen mußte, war es, die ihm schwer auf dem Herzen lag.

Seine Marotte, daß ein rechtschaffener Diener die Gedanken seiner Herrschaft errathen müsse, und ihre Befehle erfüllen nach ihrem Willen, ließ ihn hier bedeutend im Stiche.

Es lag vollkommen klar am Tage, daß Herr Evaristus durchaus nichts mit der ganzen Sache zu thun haben wollte, und er hatte also jedenfalls voreilig gehandelt, und vielleicht einfältig dazu, denn das ss im Familiennamen der seligen Gnädigen machten ihm jetzt schwere Sorgen.

Seine einzige Hoffnung, welche er noch hegte,

obgleich er selbst kaum an dieselbe glaubte, war die, daß sein Brief an Quästorius verloren gegangen sein könnte. Aber sie wurde wieder zu Wasser, diese Hoffnung, denn der Bote, der das väterliche Schreiben an Clemens zur Stadt getragen hatte, brachte von dort ein Schreiben an Herrn Evaristus mit, welches Semper unschwer an Handschrift und Siegel als von Quästorius herrührend erkannte.

Der Brief, abgefaßt in den höflichsten Ausdrücken, und zugleich ermuthigend hinsichtlich der Sache selbst, enthielt die Bitte, etwa vorhandene Familienpapiere einzusenden, so wie andere Anhaltepunkte, und zugleich die üblichen Vorschüsse, um mit Energie die Ansprüche der Familie vertreten zu können, da aus dem Schreiben des Peter Semper, welches zwar bisweilen etwas unverständlich, andererseits auch wieder theilweise unleserlich gewesen, dennoch mit Sicherheit hervorgegangen sei, daß Herr Evaristus sich entschlossen habe, diese Ansprüche aufrecht zu erhalten.

Was Peter Semper betraf, so gesellte sich bei ihm zu dem Gefühle der Unbehaglichkeit, welches er vor dem Eintreffen von Quästorius' Schreiben gehabt, allmälig jetzt noch das der Neugier, denn sein Herr verschloß dasselbe, verzog aber

keine Miene, und ließ eben so wenig eine Silbe von dessen Inhalt verlauten.

Auch was Clemens geschrieben, der fast umgehend geantwortet hatte, erfuhr Peter nicht, obgleich früher Evaristus ihm die Briefe seines Lieblings zum größten Theil mittheilte.

Einige Tage später, und noch nach mehrmaligem raschen Briefwechsel zwischen Vater und Sohn, eröffnete die Tante Aloisia dem Herrn Evaristus, daß sie gesonnen sei, sammt ihrer Nichte Beroldsfeld zu verlassen, und sich nach ihrer Besitzung zu verfügen, und da diese Eröffnung gewissermaßen förmlich und gemessen gegeben wurde, so antwortete Herr Evaristus, obgleich im Anfange höchlich verwundert, in ähnlichen, äußerst höflichen Worten, und schon denselben Nachmittag verließen die beiden Damen Beroldsfeld.

Am folgenden Tage hatte der Pfarrer Lämmermeier eine lange Unterredung mit seinem Gutsherrn, und sehr wahrscheinlich in Folge derselben reiste der Erstere ebenfalls ab, wohin aber, wußte vorläufig Niemand.

Die Worte waren indessen jetzt rar und theuer geworden auf Beroldsfeld.

Die beiden Frauen waren fort, der Pfarrer desgleichen, und was Herrn Evaristus betraf, so

hatte er, seit dem Eintreffen von Clemens' erstem Schreiben keine Silbe mehr, als durchaus nöthig, mit Semper gesprochen, und dieser wich auch seinem Herrn aus, so viel als thunlich, und schlich umher wie ein begossener Pudel.

Einige Tage nach der Abreise Lämmermeier's aber rief Evaristus Semper zu sich, und als dieser erschienen war, und sich vor ihn hingestellt hatte, sagte Evaristus nach einigem Schweigen:

„Peter, Du bist ein Hund!"

„Ja," versetzte dieser einfach.

„Ein Esel," sagte Herr Evaristus.

„Zuverlässig," erwiederte Peter.

„Ein großer, ein sehr großer Esel!"

Peter nickte diesmal blos bejahend mit dem Haupte.

„Und Du weißt auch, warum Du Alles das bist?"

„Freilich weiß ich's," sagte Peter mit dem Tone der Ueberzeugung.

„Weißt Du aber auch, wer ein noch viel größerer Esel ist, als Du, ein Haupt- und Capitalesel? Wenn Du's weißt, so sag's!"

Peter besann sich. Er dachte an Clemens, an Quästorius, an den Herrn Pfarrer, ja selbst an die beiden davongegangenen Frauen, aber es

schien ihm keine dieser Personen von seinem Herrn gemeint, er gab daher keine Antwort, sondern sah seinen Herrn fragend an.

„Besinn Dich," sagte dieser.

Nach einer kurzen Pause schüttelte Peter verneinend das Haupt, und sagte resignirt:

„Ich weiß Niemand."

„So will ich Dir es sagen," versetzte Herr Evaristus. „Der allergrößte Esel war ich, weil ich Dir altem Waschweibe die ganze Geschichte anvertraut habe."

Er reichte dem Alten die Hand, und jetzt erfolgte eine Versöhnungsscene, welche wir nicht schildern wollen, neben anderen Gründen schon deshalb, weil dergleichen altväterische Verhältnisse heute nicht mehr Mode und deshalb unwahrscheinlich und langweilig sind.

Wir wollen statt dessen in der Kürze erzählen, wohin der Pfarrer Lämmermeier reiste, und was die Veranlassung dieser Reisewar.

Als Berold das Schreiben des Quästorius erhalten hatte, ließ er den Pfarrer zu sich bitten, gab ihm dasselbe zu lesen, und sagte dann:

„Der Teufel ist los, Euer Hochwürden, complet und vollständig, und diese Hunde-Millionen haben Allen die Köpfe verrückt. Mein Clemens,

der beste Junge von der Welt, wird plötzlich ganz widerhaarig und rebellisch, und weil ich nicht gleich auf seine Tollheiten eingehen will, betrachten die beiden Gänse, die Beihasts (verzeihen Sie, aber es sind meine eigenen Verwandten) mich als einen Tyrannen, und ziehen einfältiger Weise fort und hinüber auf ihren elenden Hof. Der Peter, der großentheils alle diese Dummheiten angestiftet hat, geht umher als wie gebrüht, und ich selbst — nun, ich selbst fange an, ich spüre es wohl, ebenfalls ein Narr zu werden."

„Richtig, Euer Gnaden," sagte Lämmermeier, „Sie haben vollkommen recht. Das heißt mit dem, was Sie vorhaben. Ich kann mir's schon denken."

„Nicht wahr?" rief Evaristus erfreut. „Sehen Sie, es wäre doch möglich. Und so eine Million! Donnerwetter! Wie könnte man da das Gut verbessern, Schulden zahlen, und dann die Kinder! Ich habe stets gesagt: Alles für meine Kinder, und jetzt will ich nicht der Mann sein, der wegen ein wenig Plackerei ein solch ungeheures Vermögen aus den Händen läßt. Aber ich selbst, sehen Sie, Euer Hochwürden, ich fürchte, ich habe nicht recht das Zeug zu dergleichen. Ich verderbe mehr, als ich gut mache, und kann auch

gegenwärtig nicht wohl abkommen, denn eine Reise zu diesem Quästorius wäre doch wohl vor Allem nöthig. Wenn ich einen Mann wüßte — —"

„Abgemacht," rief Lämmermeier. „Ich gehe." Er fuhr sich mit der Hand über das Kinn, um zu prüfen, ob es unumgänglich nöthig, sich heute noch zu rasiren, und da diese Prüfung ohne Zweifel nach seinem Wunsche ausgefallen war, sagte er: „In einer Stunde kann ich reisefertig sein."

Herr Evaristus war hoch erfreut. Er sagte indessen:

„Aber die Kirche, der Urlaub von den hochwürdigen Oberen! Dürfen Sie, verehrter Herr Pfarrer, so ohne Weiteres vom Posten laufen?"

„Ach was," rief Lämmermeier mit einem gewissen burschikosen Anstrich, „das hat nichts auf sich. Die Hochwürdigen drinnen in der Stadt erfahren gar nichts davon, daß ich auf Reisen bin, denn die Bauern gehen für mich durch's Feuer, und verklagen mich sicherlich nicht. Die Schlingel sind am Ende noch froh, wenn sie einmal nicht in die Kirche zu gehen brauchen. Für dringende Fälle hilft ein College aus, und endlich kann ich ja auch noch um Urlaub schreiben, er kommt später, und Niemand weiß, daß ich schon vorher über alle Berge war."

Da der wackere Pfarrer bereits in fast alle Verhältnisse eingeweiht war, so bedurfte es nur noch einiger Instructionen, und nachdem ihm Evaristus fast seinen ganzen Baarvorrath theils als Reisegeld für sich, und den bei weitem größeren Theil als Tinten- und Sündengeld für Quästorius ausgehändigt hatte, begab er sich, wie wir bereits wissen, noch an demselben Tage auf die Reise.

Wir selbst wollen Beroldsfeld ebenfalls verlassen, da wir befürchten, daß der einsame Aufenthalt daselbst dem freundlichen Leser noch weniger behagen möchte, als es vielleicht leider bisher schon der Fall gewesen, und wenn wir uns bei dieser Gelegenheit nach einigen alten Bekannten umsehen wollen, so geben wir zugleich dabei keineswegs die Hoffnung auf, auch dem würdigen Lämmermeier in Bälde wieder zu begegnen. —

Wie wir oben gesehen haben, war der alte Todtengräber Daum in ziemlich melancholischer Stimmung von seinem Friedhofe gegangen, aber der Bauer Dosel, für welchen wir diese Bezeichnung beibehalten wollen, wußte ihn bald wenigstens in etwas aufzuheitern durch allerlei Possen und verschiedene ländliche Scherze.

Die Reisenden hatten sich für den ersten Tag

kein allzu weites Ziel gesteckt, und nachdem sie einige Stunden gegangen waren, schlug der Bauer Dosel vor, einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen.

„In den Wirthshäusern muß man schlechtes Zeug für gutes, und noch dazu theuer genug bezahlen," sagte er, auf seinen linnenen Zwerchsack schlagend, „das hier ist gut und kostet nichts," und nachdem man am Saume eines beinahe schon vollständig entlaubten Wäldchens Platz genommen, brachte er gastfrei allerlei schmackhafte Dinge zum Vorschein, und obgleich, entsprechend der Jahreszeit, der Morgen frisch, ja fast kalt gewesen war, so begann die Sonne jetzt doch einige wärmende Strahlen zu senden, und des linnenen Sackes Gehalt vollendete ihr Werk.

Johann Dosel, der bisher einem Hündlein ähnlich die Wandernden begleitet, indem er bald neben ihnen, bald voran, bald hinterher gelaufen, blieb auch jetzt seiner Rolle getreu, indem er sich einfand, als man zu speisen begann, wacker einhieb, und insbesondere die geflochtene Korbflasche mit Branntwein kaum mehr aus den Händen ließ.

„Der tolle Kerl gehört also doch zu uns," sagte jetzt der Bauer Dosel zu Daum, „ich bin vor lauter anderen Dingen gar nicht dazu gekommen, Euch zu fragen."

„Ich glaube," versetzte der Todtengräber einigermaßen in Verlegenheit.

„He, Vetter Daum," rief der Bauer Dosel, „ich glaube? ich glaube? das heißt ja gar nichts. Ihr müßt, beim Henker, doch wissen: Ja, oder Nein! Aber jetzt fällt mir's ein. Ich sah ihn heute Morgen ja schon in Eurem Hause. Wer ist es denn, was treibt er und wie heißt er?"

Daum kratzte sich hinter den Ohren; er hatte gehofft, daß Johann sich verlaufen möge, denn er fürchtete die etwaigen Fragen des Bauers, aber jetzt, nachdem der Blödsinnige den Inhalt des Proviantsackes kennen gelernt hatte, war wenig Hoffnung hierzu.

Aber Antwort mußte er geben. Der Bauer war nicht der Mann, der sich so leichten Kaufes abfinden ließ. Er sagte daher:

„Ein vornehmer Herr hat ihn vorgestern zu uns in's Haus gebracht, und — und hat vergessen, ihn wieder abzuholen."

Der Bauer Dosel sah anfänglich Peter Daum etwas verblüfft an, dann aber wandte er sich an Johann.

„Kerl, wer bist Du, und was willst Du bei uns?"

Er mußte die Frage wiederholen, da Johann

ihn einfältig lächelnd ansah; als aber dies geschehen, gab jener dieselbe Antwort, welche er der Frau Todtengräberin Daum gegeben hatte, indem er mit ziemlich unsicherer Stimme sagte:

„Ich bin ein Simpel und ein Leinweber, und heiße Johann Dosel.“

Der Bauer legte sich fast augenblicklich den Bestand der Sache zusammen.

„Ein Simpel scheint er wirklich zu sein,“ dachte er, „ob's ein Leinweber ist, ist mir gleichgültig, Dosel aber heißt er ganz bestimmt. Es ist ein Vetter oder Anverwandter der alten Doselin auf dem Friedhofe, und sie schleppen ihn mit sich, um seinen Antheil an der Erbschaft zu erschnappen.“

Er war vergnügt, daß er so rasch in's Schwarze getroffen, und blinzelte pfiffig nach Daum, welcher verlegen lächelte.

„Recht so, Vetter Nachbar,“ rief er dann, indem er ihm die Hand reichte, „recht so, ich verrathe nichts, und helfe Euch noch dazu. Es ist eben wieder einer mehr, der die „Köſten“ tragen hilft, und unter Verwandten muß man sich nicht geniren.“

Er wollte jetzt einen Zug aus seiner Flasche thun, und als er sie ungewöhnlich leicht fand, und

sich, als er sie schüttelte, überzeugte, daß kein Tropfen mehr in derselben enthalten war, rief er:

„Sapperment! Der Vetter Leinweber hat sich auch nicht genirt. Die Flasche ist leer!"

Es war wirklich so, sie war leer, und bei dem Vetter Leinweber fand das Gegentheil statt, denn als man ihn jetzt aufforderte, sich zu erheben und die Reise fortzusetzen, fand man, daß er in der That total betrunken war.

„Laßt ihn liegen," sagte der Todtengräber, „der Kerl ist ein Lump und ein Säufer, wer weiß, in was für Ungelegenheiten er uns noch bringt. Auch bei mir zu Hause hat er die ganze Flasche mit meinen Magentropfen ausgesoffen."

„Das macht nichts unter Verwandten," versetzte der Bauer Dosel, „faßt mit an, wir führen ihn ein Stück Weges, er wird bald wieder allein laufen können."

Da alle Einreden des Todtengräbers nichts fruchteten, so mußte er sich endlich bequemen, den Betrunkenen führen zu helfen, und man setzte die Reise auf diese Weise, wenn gleich langsamer als vorher, fort.

Peter Daum befand sich in ziemlich schlimmer Laune. Einmal belästigte ihn physisch das Führen des Angetrunkenen, der stark taumelte und

sich schwer auf seinen Arm legte. Dann schämte er sich aber auch vor den ihnen auf der Landstraße Begegnenden, unter welchen sich zufällig einige Bekannte befanden, die verwundert oder schlechte Witze machend ihnen nachsahen, da sie ihn ebenfalls für betrunken hielten.

Er bedachte, was seine Frau sagen würde, wenn sie ihn sähe, wie er den Blödsinnigen mit solcher Anstrengung mit sich schleppe, anstatt, wie sie es ausgemacht hatten, sich ihn vom Halse zu schaffen.

Dann begann er sich mehr und mehr über den Bauer Dosel zu ärgern, welcher pfiff, sang, allerlei Possen trieb, und ihn aufforderte, lustig und guter Dinge zu sein.

„Der Teufel weiß, was das für ein aparter Kerl von Bauer ist,“ dachte er. „Sonst giebt es kein heimlicher thuendes, verstockteres und vorsichtigeres Thier, als einen Bauer, und der da scheint keinen andern Wunsch zu haben, als daß die Hälfte der Menschheit Dosel heißen, mit uns ziehen und sich um die Erbschaft bewerben solle.“

Das war allerdings zum Theil, wenn auch nicht gänzlich, der Fall.

Der wackere Bauer hatte ein reiches Weib geheirathet, welches sehr geizig, sehr häßlich, und so-

wohl in Folge dieser letzteren Eigenschaft, als auch aus angeborener Moralität außerordentlich brav war.

Während der Gatte nun zwar die erste und letzte dieser Eigenschaften lobend anerkannte, so gefielen ihm doch die zweite und dritte wenig, und er betrachtete die Erbschaftssache als eine günstige Gelegenheit, einmal über die Schnur hauen zu können und sich der häuslichen Zucht zu überheben, je länger, je besser, und aus diesem Grunde: je mehr Dosel, ebenfalls je besser.

Daß bei Andrang Vieler zur Erbschaft die „Köstn," wie er sagte, geringer werden würden, war ihm nur insofern erwünscht, als er hoffte, von dem Gelde, welches seine Frau ihm mitgegeben, mehr für sein Vergnügen verwenden zu können.

Im Uebrigen hoffte er, trotz alledem, auf einen Theil der Erbschaft, und hatte, aus leicht zu errathenden Gründen, einen solchen seiner Gattin als *sicher* hingestellt, während er für seine Person das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden wollte. —

Nach einigen Stunden war Johann Dosel wieder im Stande, allein gehen zu können, und die Reisenden erreichten zur Nachmittagszeit das kleine,

zur Nachtherberge bestimmte Städtchen, woselbst, zum außerordentlichen Vergnügen des Bauers und zum großen Mißfallen des Todtengräbers, eben ein Jahrmarkt abgehalten wurde.

„Jetzt geht's los!" sagte der Erstere, und nur mit Mühe konnte ihn Peter Daum abhalten, Tanzplätze und Schaubuden zu besuchen, noch ehe man eine Unterkunft für die Nacht gefunden hatte.

Als dies endlich geschehen, und das schwere, weniger werthvolle Gepäck in einem kleinen Bodenkämmerchen abgelegt war, stürzte er sich indessen sogleich in das Menschengewühl, ohne, wie es schien, sonderlich ungehalten zu sein, daß Daum ihm seine Begleitung verweigerte.

Der Leinweber schlich sich in die Gaststube, und da es dem Todtengräber dort, der vielen Menschen halber, nicht behagte, so verließ er, gleich dem Bauer, ebenfalls das Gasthaus und strich durch die volkreichen Straßen.

Aber auch hier gefiel es ihm schlecht, und der an das stille und einsame Leben gewöhnte Mann fühlte sich mehr und mehr unheimlich im Gewühle des Jahrmarkts, unter den Anpreisungen der Verkäufer, unter den lärmenden Aufforderungen, die Schaubuden zu besuchen, und wilde Thiere, Riesen, Zwerge und Mißgeburten in Augenschein zu neh-

men, oder einen Taschenspieler zu bewundern und einen Seiltänzer anzustaunen.

Er wand sich mißmuthig und ärgerlich durch das Gedränge jubelnder und halb angetrunkener Landleute und geputzter Honoratioren des Städtchens, und beschloß einen Gang in's Freie zu machen, trotzdem er den ganzen Tag sich draußen ergangen.

Als er das dunkle Thor hinter sich hatte, sah er in einiger Entfernung weiße Kreuze blinken, und rasch schritt er dahin, das Handwerk anzusprechen, den Friedhof zu besuchen.

Aber es gefiel ihm auch da nicht sonderlich. Einsam war es zwar, und nur bisweilen flogen einige Klänge der fernen Tanzmusik im Städtchen über die stillen Gräber der draußen Schlafenden, oder ein Jubelschrei strich mißtönend über die Kreuze und Denkmale; aber dennoch war es kein rechtes Friedhofsleben, an dem ein ehrlicher Todtengräber seine Freude haben konnte.

Nesseln und Dorngesträuche in den Ecken, die Gräber mit Rasen bedeckt, blattlos freilich jene und nicht mehr grünend dieser, was für einen Friedhof artig läßt, aber auch nicht ein offenes Grab.

„Eine saubere Sterblichkeit das," brummte

Peter Daum verächtlich, „eine wahre Lumperei. Da stirbt wohl Einer jährlich, wenn's gut geht!"

Er sah sich jetzt nach der Wohnung des Collegen um.

Es war keine da.

„Wahrscheinlich ein Schneider oder ein Schuster drinnen im Neste, der blos so gelegentlich den halben Todten begräbt, den sie drinnen zuwege bringen im Jahre, trotz dem daß sie gewiß ein paar Doctoren haben! Die Schande!"

Er schritt längs der Mauer dahin, die den Friedhof umschloß, und kam an eine jener alten Schildereien, wie sie vergangene Jahrhunderte schufen und liebten, die er aber noch niemals gesehen.

Einen Todtentanz!

Verwundert zuerst und erstaunt, dann entrüstet, blieb er stehen.

Ein tanzendes Gerippe spielte die Fiedel, ein anderes schlug eine kleine, kesselförmige Trommel, zwischen beiden sträubte sich eine, mit reichen Gewändern geschmückte Jungfrau gegen ein drittes, welches sie umarmen und mit sich fortziehen zu wollen schien, währeno ein alter Mann, gleichgültig lächelnd, diesem Kampfe zusah, und nicht ahnte, daß ein viertes hinter ihm stehendes Gerippe be-

reits Anstalt traf, ihn in ein offenes Grab zu stürzen, an dessen Rande er stand.

„Was soll das vorstellen?" sagte Peter Daum ärgerlich; „was sind das für einfältige Lügen, die sie da abgemalt haben?! Der Tod springt und tanzt nicht, und macht keine Musik."

Der gute Todtengräber stand auf dem Standpunkte, auf welchem sich viele Andere befinden, indem er schlecht fand, was er nicht begriff; aber zu seinem Aerger gesellte sich jetzt auch noch Schrecken.

Ohne Zweifel hatte jener Todtentanz in der Umgebung des Städtchens wenigstens eine gewisse Berühmtheit erlangt, und wurde vielleicht als eine Art von „Wahrzeichen" betrachtet, weshalb Handwerksburschen und andere Reisende denselben besuchten und, um ihren Kunstsinn zu beweisen, ihre Namen auf das Bild einkratzten; und mitten unter diesen Namen erblickte Peter Daum jetzt plötzlich, frisch, höchstens einige Tage alt eingegraben, das Wort „Dosel"!

Also auch hier ein Dosel. Ein neuer Concurrent, der ohne Zweifel eben so wie er in die Stadt ging, um zu erben, und wohl vielleicht schon dort war, ihm sein gutes Recht streitig zu machen.

Er warf einen verdrießlichen und fast kummervollen Blick auf den elenden Friedhof ohne offe-

nes Grab, ohne Todtengräber und mit dem dummen und unwahrscheinlichen Bilde, und schlug den Heimweg zum Städtchen ein, aus dem jetzt, je mehr er sich näherte, wieder Jubel und Geschrei erscholl.

Er seufzte tief auf, und wünschte sich weit weg nach Hause, auf seinen Friedhof, auf welchem ein so lebhafter Geschäftsbetrieb stattfand, und wo es dennoch so still und friedlich zuging, und in seine warme Stube und zu dem Süpplein der Frau Elisabeth, welche, wie es ihm jetzt vorkam, keinen andern Fehler hatte, als daß sie eine geborene Doselin war.

Das Gedränge auf den Straßen des Städtchens war nicht mehr so stark als vorher, aber aus den Schenken und Gasthäusern erscholl jetzt allenthalben Gesang und Musik und das Geräusch des Tanzes, und als Peter Daum seine Herberge erreicht, fand er in der mit Menschen überfüllten Stube den Bauer Dosel mit vom Wein geröthetem Angesicht und offenbar in der heitersten Laune zwischen zwei, wohl eben nicht mehr im besten (Frauen-) Alter sich befindenden Damen, welche der Bauer indeß, mit Rücksichtnahme auf sein eigenes, dennoch als höchst annehmbar zu betrachten schien.

„He, Vetter!“ rief er, „als er den Todtengräber erblickte, „hierher! Da hab' ich zwei Basen gefunden, abermals Dosel, wackere Mamsellen, aber ihre Vornamen kann der Henker behalten!“

„Olympia,“ sagte die eine, nichts weniger als verschämt lachend.

„Artemisia,“ rief die andere, indem sie sich mit einem einladenden Blicke bemühte, einen Platz für den Vetter Daum an ihrer Seite zu gewinnen.

Dieser aber suchte mit bärbeißiger Miene und einem halblauten Fluche die Thür zu gewinnen, und trat, halb in Verzweiflung, wieder auf die Straße, wo es bereits zu dunkeln begann.

Johann, den Leinweber, hatte er nirgends erblickt, aber unter der Thür des Gasthauses glaubte er den geheimen Medicinalrath Doctor von Stoller zu sehen, welcher aber, als er sich ihm nähern wollte, plötzlich verschwunden war. — — —

Etwa acht Tage nach der Abreise des Pfarrers Lämmermeier traf ein langes Schreiben desselben an Herrn Evaristus ein, aus welchem wir jedoch begreiflicher Weise nur Einiges entnehmen können.

„Euer Gnaden,“ schrieb derselbe unter Anderm, „können nunmehr sehen, wie es um die Sache steht, oder vielmehr Dieselben können es nicht sehen, und eben so wenig wie ich. Das heißt, wir können

nicht mit Gewißheit sagen, ob etwas aus der Sache wird, oder nicht. Mit meinem bißchen natürlichen Verstande, und einen juristischen habe ich leider, oder Gott sei Dank, nicht, begreife ich, daß es vielleicht möglich ist, daß Dero verehrte Familie unter die wirklich Erbenden mit aufgenommen wird, aber auch nur vielleicht. Bestimmt jedoch weiß ich jetzt schon, daß diese ungewisse Hoffnung mit großem Kostenaufwande verknüpft ist.

Es sind theure „gute Morgen," die man dem Herrn Doctor Quästorius wünscht, wenn man ihm auf der Straße begegnet. Er nennt das eine Conferenz, und kostet eine solche zwei Gulden vierzig Kreuzer, wie Dieselben aus der beigelegten Rechnung ersehen.

Aber was hilft es, wenn ich ihm davon laufen will? Für was bin ich alsdann hier?

Also: Die Ausgaben sind sicher, die Einnahme unsicher, und das Schlimmste ist, daß ich selbst nicht weiß, ob ich Euer Gnaden ab- oder zurathen soll."

Weiter unten hieß es noch:

„Daß der liebe Gott viele und sonderbare Creaturen erschaffen hat, ist aus der Naturgeschichte hinlänglich bekannt. Daß er aber die Vermehrung und Ausbreitung der Dosel'schen Sippschaft in

so ungeheuerlichem Maßstab erlaubt oder angeordnet hat, war mir bis dato unbekannt und will mir fast unbegreiflich erscheinen, denn die Fruchtbarkeit der Herren Israeliten, welche hingehen, sich mehren und zahlreich werden sollen wie der Sand am Meere, erscheint null und nichtig gegen die Fruchtbarkeit derer Dosel.

Nicht allein alle Handwerke und Professionen, welche Euer Gnaden in Dero zwanzigbändiger Encyklopädie auffinden können, sind da reichlich vertreten, sondern auch Bauern, Jäger und Fischer, Herren mit Stern und Bändern, Luftspringer, Seiltänzer und Marktschreier, Geistliche und Doctoren, und die Anzahl der Weiber und Jungfern (daß Gott erbarm'!) geht, wie wir als Studiosen zu sagen pflegten, in's Aschgraue &c."

Noch an demselben Tage, an welchem Herr Evaristus dieses Schreiben erhalten hatte, schickte er Semper zu einem Juden, der am Ende des Dorfes Beroldsfeld in einem kleinen Hause wohnte, aber ziemlich bedeutende Geschäfte betrieb, und als sich derselbe eingefunden hatte, wurde Semper befohlen, das Silbergeräth herbeizuholen, welches die verstorbene Gemahlin des Herrn Evaristus in's Haus gebracht hatte.

Es wanderte dasselbe in das bescheidene Haus

des Israeliten, und am Abend erhielt Semper ein schweres Packet Geld, um dasselbe an den Herrn Pfarrer Lämmermeier abzuliefern.

„Ist das schöne Silberzeug auch darauf gegangen!“ sagte Semper schwer aufseufzend zu Herrn Evaristus, worauf dieser erwiederte:

„Es wird noch mehr darauf gehen. Was man einmal angefangen hat, muß man auch durchführen.“

Semper sagte nichts weiter, aber er sann eine Zeit lang nach, ob das Silber verkauft oder blos verpfändet sei. Endlich aber schüttelte er schwermüthig den Kopf:

„Es ist egal, herein kommt es doch nicht wieder!“

4.

Wie Heinrich als Geschäftsreisender auszog, und in Weizen und Ochsenhäuten machen wollte, und wie es ihm erging.

Wie linderst du, o Freundschaft,
Der Liebeswunden Schmerz,
Wie träufelst linden Balsam
Du in das kranke Herz!
Rustikeil.

Es ist ein ganz eigenthümlich Ding um eine Fahrt von Valdivia nach Valparaiso. Wenn man dieselbe von Valparaiso aus nach Valdivia zum ersten Male macht, und in zwei Tagen, stets mit dem besten Winde, die Reise zurückgelegt hat, so ist man höchlich verwundert, wenn man erfährt, daß die Rückreise zehn Tage und häufig mehr erfordert.

Die Sache hat aber ganz einfach ihren Grund darin, daß man im ersten Falle vor dem Winde,

mit vollen Segeln und in directer, gerader Linie fahren kann, weil fast immer dort an der chilenischen Küste Südwinde wehen, während man aus demselben Grunde auf der Rückfahrt, weil man directen Gegenwind hat, bei dem Winde zu segeln genöthigt ist, das heißt, man muß einen Haken machen, und weit in die See gegen Westen gehen, bis man die Insel Mas a fuera in Sicht hat, um auf diese Weise den Seitenwind benutzen zu können.

Heinrich gestand sich während der zwei Tage dauernden Fahrt nach Valparaiso, daß er sich kaum je in seinem Leben so glücklich gefühlt.

Das Vertrauen des Sennor Pereira war es vor Allem, was ihn in diese Stimmung versetzte. Er war reichlich mit Geld versehen, sowohl um Einkäufe zu machen, als auch um seine Bedürfnisse bestreiten zu können, und hatte gleichzeitig Vollmachten, sowohl bedeutende Summen, die man dem Sennor schuldete, einzucassiren, als auch Verträge aller Art in dessen Namen abzuschließen.

Dann hatte er Empfehlungsschreiben an die Gastfreunde des Sennor Pereira bei sich. Er durfte nicht mehr in Sorge sein, wo er sein Haupt hinlegen sollte, und war sicher, allenthalben mit der größten Gastfreundlichkeit aufgenommen zu werden.

Aber auch die rasche Fahrt stimmte ihn heiter,

wie das stets bei dem zur See Reisenden der Fall ist, und als er zum ersten Male, als man eben auf einige Zeit die Küste in Sicht hatte, die Gipfel der hohen Cordillera in den Strahlen der Sonne erglänzen sah, jubelte er laut auf.

Am Abend des zweiten Tages betrat er zum zweiten Male die Küste von Chile, und diesmal verneigte sich der Capitän des Küstenfahrers auf die höflichste Weise vor ihm, anstatt ihm ein Geldstück zu reichen und ihn schweigend auf's Trockene zu setzen, nnd bat ihn, bei seiner Rückkunft ihn beim Sennor Pereira zu empfehlen. —

Heinrich hatte nach etwa acht Tagen bereits einen guten Theil seiner Geschäfte besorgt, und benutzte jetzt die paar Tage, während welcher er sich noch in Valparaiso aufhalten wollte, dazu, sich die Stadt zu besehen und deren nächste Umgebung.

Valparaiso war freilich in jenen Tagen noch nicht die glänzende Stadt wie gegenwärtig.

Sie hatte noch keine prunkenden Verkaufsgewölbe mit nach europäischer Art eingerichteten Schaufenstern, noch keine großen, dreistöckigen steinernen Häuser, welche die Erdbeben, die dort heimisch sind, herauszufordern scheinen, ohne ihnen widerstehen zu können.

Die Almendrale, die Mandelstraße, jetzt der

glänzendste Stadttheil jener Hafenstadt, war zu jener Zeit nichts weiter als ein mit Mandelbäumen bepflanzter Weg, und die prachtvollen Villen der reichen Kaufleute krönten noch nicht die kahlen Granithügel, welche sich dicht hinter der Stadt erheben.

Aber immerhin war Valparaiso schon jenes Mal ein bedeutender Platz der Westküste. So wie jetzt hatten sich dort die Menschen längs jener Granithügel angesiedelt, an deren Abhängen riesige Cacteen die Pracht ihrer purpurfarbigen Blüthen entfalteten, angesiedelt auf einem schmalen Streifen Landes, gegen den die See anstürmte, wenn die alte Mutter Erde schwer aufathmete bei einem Erdbeben, und der dann selbst erzitterte, und Hütten und Häuser in Trümmer warf.

So wie jetzt jagten die besten Reiter der Welt, die Bewohner der Stadt und des Landes, durch die Straßen, oder kletterten mit ihren Pferden auf den felsigen Abhängen umher, und so wie jetzt wucherte in den engen Bergesschluchten zwischen jenen Granithügeln eine reizende und üppige Flora, welcher die Stadt ihren Namen, Thal des Paradieses, verdankt.

Das so eben erwähnte Reiten der Bewohner Chiles hatte in Valdivia anfänglich Heinrich in

Erstaunen versetzt, und er gerieth hierauf in keine geringe Verlegenheit, als ihm Pereira ein paar Pferde zur Disposition stellte, und ihn alsdann aufforderte, ihn auf einem Spazierritte zu begleiten, denn da man in Chile voraussetzt, daß Jedermann, ohne Ausnahme des Geschlechts, im zehnten Jahre eben so gut reiten wie zu Fuße gehen kann, so kommt natürlich Niemand auf den Gedanken, daß ein Mann von zwanzig und etlichen Jahren noch nie ein Pferd bestiegen hat.

Heinrich setzte sich indessen mit ruhiger Todesverachtung auf das Pferd, und ritt neben seinem Herrn dahin, indem er sich bemühte, eine Miene anzunehmen, als sei ihm dieses Wagstück etwas ganz Alltägliches.

Jetzt war er bereits ein ganz erträglicher Reiter, wie Jeder, der einige Zeit dort im Lande lebt, wozu der dort gebräuchliche Sattel, das übrige Reitzeug, und endlich das Thier selbst unbedingt das Meiste beitragen.

In Valparaiso hatte er sogleich zwei Pferde gekauft und einen Diener angenommen, für dessen Zuverlässigkeit ihm der Gastfreund Pereira's gebürgt, und hatte in dessen Begleitung mehrfache Ausflüge in die Umgebung gemacht.

Am letzten Tage vor seiner Abreise indessen

gönnte er den Pferden Ruhe, und ging zu Fuß durch die Stadt, indem er zugleich noch mehrere kleine Einkäufe besorgen wollte.

Er war längs des Hafens einige Augenblicke stehen geblieben und hatte sich einen Haufen mit Ketten belasteter Menschen angesehen, verurtheilte Verbrecher, welche man dort zu öffentlichen Arbeiten benutzt, und die beschäftigt waren, eine schadhafte Stelle der Hafenmauer auszubessern.

Während er sich aber bereits gewendet, um den Heimweg einzuschlagen, hörte er plötzlich seinen Namen rufen, und das zwar in der Art, wie alle Spanier ihn aussprechen, nämlich Doselio.

Aber diesem Namen waren einige schmähende Worte beigefügt, und gleichzeitig die Drohung einer körperlichen Mißhandlung, so daß unserm Heinrich das Blut zu Kopf stieg, während sein Herz in mächtigen Schlägen pochte und hundert unklare Gedanken in Zeit einiger Secunden durch sein Gehirn flogen.

Wer hat nicht ähnliche Augenblicke erlebt, in welchen uns plötzlich und unerwartet die Rohheit nahetritt, oder irgend eine unverschuldete Schmach, oder wenigstens die Furcht vor einer solchen?

Dann aber ballten sich Heinrich's Fäuste, und er wendete sich rasch und entschlossen, indem er

glaubte den Scheltenden bereits hinter sich stehen zu sehen.

Aber es war Niemand da, und die drohenden Worte konnten nur unter der Gruppe jener Sträflinge gesprochen worden sein, ohne Zweifel von einem Aufseher gegen einen der Verbrecher.

Doselio aber! Der Name war kein spanischer, und nur, wie fast alle deutsche Namen, durch die angehängten Vocale etwas mundgerechter gemacht für die spanische Zunge.

Sollte sich neben ihm ein zweiter Dosel an der Westküste Südamerikas, und gar unter jenen Verbrechern befinden?

Er näherte sich den Arbeitenden wieder, und bemerkte, daß in der That ein Aufseher noch fortwährend schalt, und daß seine Drohungen gegen einen Mann gerichtet waren, der beschäftigt war, einen Stein gegen die auszubessernde Stelle der Hafenmauer hinzuwälzen.

Jetzt war diese Arbeit vollendet, der Mann richtete sich auf, und wendete sich gegen Heinrich, der nur einige Schritte hinter ihm stand.

Und indem jetzt die Haare des Sträflings sich sträubten und sein Gesicht aschfahl wurde, stieß er einen unartikulirten Schrei aus, begann zu taumeln, und wäre sicher zu Boden gestürzt, hätte nicht einer

seiner Mitgefangenen ihn gestützt und auf ein Werkstück niedergelassen.

Auch Heinrich war entsetzt und erschrocken, wenn gleich wohl aus einem andern Grunde, als der Gefesselte, denn der Mann, den der Aufseher Doselio genannt hatte, war kein anderer als Paulus Müller, sein Busenfreund aus den Zeiten der „schönen Barbara."

Daß er erschrak, als er Heinrich so plötzlich vor sich stehen sah, nahm diesen nicht Wunder, da er sowohl wie die ganze Mannschaft des Schiffes Heinrich für verunglückt halten mußte.

Daß er aber die Sträflingsjacke trug, das war es, was Heinrich erschreckte und unglücklich machte, da er ein gutes Herz hatte.

Er trat jetzt zu dem Unglücklichen, welcher ihn immer noch entsetzt zu betrachten schien, und sagte in deutscher Sprache:

„Armer Freund! wie bist Du hierher gekommen, und wie in diese Gesellschaft?"

Als Müller sah, daß Heinrich in der That lebte und kein Gespenst war, belebten sich seine Züge wieder in etwas, und er sagte, wenn gleich immer noch schüchtern:

„Du lebst, Du bist nicht ertrunken?"

„Nein," erwiederte Heinrich lächelnd, „wie Du

siehst! Aber sage mir, wie Du unter diese Diebe und Mörder gekommen bist, und warum man Dich mit meinem Namen anspricht?"

Die Züge des Paulus Müller nahmen jetzt plötzlich einen vollständig veränderten Ausdruck an, und ohne Zweifel hatte er jetzt die vollständige Ueberzeugung gewonnen, daß er mit einem Lebenden spreche.

„Frage nicht," sagte er hastig, „hilf mir lieber, sieh meine Knöchel, sie sind geschunden von den Ketten, schaffe mir eine Feile, damit ich die scharfen Ränder der Armringe rund feilen kann."

Ehe indessen Heinrich antworten konnte, trat der Aufseher hinzu, und fragte, jedoch in äußerst höflichem Tone:

„Kennen Sie diesen großen Spitzbuben, Sennor?"

Heinrich besann sich einen Augenblick, dann sagte er, daß er den Mann allerdings von früheren Zeiten kenne, und daß er höchlich erstaunt sei, ihn hier als Sträfling und in Fesseln wiederzufinden.

Der Aufseher zog die Schulter.

„Wenn man ein Dieb und Räuber ist, wie dieser," sagte er, „so ist es auch kein Wunder, wenn man in's Zuchthaus kommt."

Dann setzte er hinzu, daß er nichts dagegen habe, wenn sich Heinrich mit seinem wiedergefundenen Bekannten noch eine kurze Zeit hindurch unterhalten wollte, aber dieses müsse in spanischer Sprache geschehen.

„Auf welche Weise kann ich das Loos des Unglücklichen erleichtern?" sagte Heinrich in dieser Sprache zum Aufseher.

„Sein Loos ist nicht so hart, als es den Anschein hat," versetzte dieser, wenn er nur arbeiten will und nicht halsstarrig ist, aber ich muß ihn fast täglich schlagen, denn es ist der bösartigste Kerl, den ich je unter der Hand gehabt habe."

Heinrich schauderte, und Müller hob flehend die Hände:

„Verlaß mich nicht, hilf mir," sagte er jetzt in gutem Spanisch, dann bat er um verschiedene Gegenstände, welche ihm Heinrich verschaffen solle, und welche zu führen den Gefangenen erlaubt war, Tabak vor Allem, Taschentücher, einen Strohhut zum Schutz gegen die Sonne, und andere Dinge, aber er wußte das deutsche Wort „Feile" mehrmals geschickt und wohl nur Heinrich bemerkbar einzuflechten in den Fluß seiner spanischen Rede.

Heinrich sagte ihm, daß er morgen abreisen

müsse, um in Geschäften tiefer in das Land zu gehen, und Müller horchte hoch auf, als er die Stellung seines Freundes erfuhr. Aber er flehte so dringend und fast widerlich freundlich um die erbetenen Gegenstände, daß Heinrich beschloß, noch einen Tag länger zu bleiben, um ihm wenigstens einige der gewünschten Sachen verschaffen zu können.

Der Aufseher unterbrach jetzt das Gespräch, fügte aber bei, daß er nichts dagegen habe, wenn Heinrich morgen sich wieder einfinden, und für Müller einige Gaben mitbringen wolle.

„Nehmen Sie sich aber in Acht," sagte er schließlich, „der Mensch ist unverschämt über alle Begriffe, und haben Sie ihn einmal beschenkt, so bettelt er Sie an, wo er Ihrer ansichtig wird."

Heinrich entfernte sich mit Gefühlen sehr gemischter Art.

Sein Schiffsgenosse dauerte ihn, und er beschloß, sein Loos zu mildern, so viel in seinen Kräften stand, er konnte sich aber nicht bergen, daß ein gewisses Mißtrauen sich ihm aufdrängte gegen die Ehrlichkeit dieses Paulus Müller, und er konnte den Gedanken nicht verscheuchen, daß jener nicht ganz ohne seine Schuld in seine gegenwärtige Lage gekommen.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es eigene Gauner- und Zuchthausphysiognomien giebt, und es wollte Heinrich bedünken, als passe die rothe Jacke und das Eisengeschmeide ganz trefflich zu den Zügen seines Freundes.

Früher auf dem Schiffe war ihm nichts dergleichen in den Sinn gekommen, warum jetzt? Er wußte das nicht, aber es war ihm, als warne ihn eine innere Stimme, sich mit jenem Menschen weiter einzulassen.

Daß man diesen Doselio nannte, wie ihn, war ihm widerwärtig im höchsten Grade, und er tröstete sich vorläufig nur damit, daß der Aufseher diese Gleichheit der Namen nicht kannte.

Dann gerieth er mit sich selbst in Kampf, ob er es versuchen sollte, jenem eine Feile zuzustecken.

Daß Müller, denn er konnte sich nicht entschließen, den Mann in der Verbrecherjacke Dosel zu nennen, sich mit der Feile von seinen Ketten befreien wollte, war ihm mehr als wahrscheinlich. Sollte er dazu die Hand bieten? Hatte er das Recht hierzu? Und wenn man es entdecken würde!

Er beschloß, keine Feile zu kaufen, und dem Gefangenen lieber einiges Geld zuzustecken; als er aber am andern Morgen, statt abzureisen, in

einige Verkaufsgewölbe ging, um ein paar der von Müller gewünschten Sachen zu erstehen, kaufte er dennoch eine kleine Feile, obgleich er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte, aus welchem Grunde, wenn es nicht der war, daß man ihm allenthalben Feilen anbot, ohne daß er welche verlangte.

Aber in jenen Gewölben verkauft man alle nur erdenkbaren Gegenstände, und da Heinrich, der an den Wunsch Müller's dachte, wahrscheinlich unwillkürlich nach den Feilen sah, so war es natürlich, daß man ihm dieselben anbot.

Er hatte weniger Schwierigkeiten, als er befürchtete, Müller die für ihn gekauften Sachen auszuhändigen.

Als er Nachmittags zum Hafen ging, fand er die Sträflinge, wie gestern, dort mit Arbeit beschäftigt, und nachdem er sich genähert hatte, zeigte der Aufseher mit seinem Stocke nach Müller und sagte:

„Dort steht Euer Verwandter. Gebt ihm nur, was Ihr ihm zugedacht.“

Es lag ein gewisses verächtliches Wesen in den Geberden des Mannes und in dem Tone, mit welchem er diese Worte sprach, und es stach dies seltsam ab gegen seine gestrige Höflichkeit.

Er trat hierauf einen Schritt näher hinzu, und sah über die Schulter nach den Dingen, welche Heinrich mitgebracht, und nachdem Müller dieselben in Empfang genommen hatte, sagte der Aufseher barsch:

„Na, nun ist's gut, jetzt könnt Ihr gehen, Sennor Doselio, und es ist nicht nöthig, daß Ihr so bald wiederkehrt."

Heinrich hätte in die Erde sinken mögen vor Scham; er sagte indeß:

„Das wird ohnedies nicht so bald geschehen, denn ich reise morgen ab, und werde in langer Zeit nicht mehr nach Valparaiso zurückkehren."

„Schön!" sagte der Aufseher, und während Heinrich von Müller nur mit ein paar flüchtigen Worten Abschied nahm, erschöpfte sich dieser in Dankesbezeugungen, bei welchen er, offenbar geflissentlich, eine gewisse Vertraulichkeit durchblicken ließ, und zugleich Heinrich Vetter oder Gevatter nannte.

Heinrich entfernte sich zornig, und während er gestern beschlossen hatte, sich für die Folge von jenem Menschen zurückzuziehen, fühlte er heute, daß er ihm im höchsten Grade widerwärtig geworden war, ja daß er ihn zu hassen begann.

Ob jener wirklich mit Recht sich nannte wie

er, wußte er nicht, er konnte auch nicht errathen, aus welchem Grunde er sich, war dies der Fall, an Bord Müller genannt hatte.

Aber es ärgerte ihn, ja es empörte ihn das Benehmen jenes Menschen, der offenbar gegen den Aufseher mit einer Verwandtschaft geprahlt hatte, die auf keinen Fall bestand, ihn aber in den Augen jenes verächtlich machte.

Er suchte sich indeß die Sache aus dem Sinne zu schlagen.

„Morgen reise ich," sagte er zu sich selbst, „und ich werde mich hüten, so bald wieder nach Valparaiso zurückzukommen und jenem unverschämten Menschen zu begegnen."

Was die Feile betraf, welche er, im Tabak verborgen, jenem wirklich zugesteckt hatte, so tröstete er sich damit, daß er mit derselben nicht viel werde ausrichten können; denn ohne es sich selbst klar zu gestehen, war es doch eigentlich sein Wunsch, daß man diesen Müller, oder Dosel, hübsch hinter Schloß und Riegel behielte, und er zweifelte nicht, daß jener wirklich ein Verbrechen begangen habe.

Als er am andern Morgen zu Pferde saß und seine Reise angetreten hatte, traten seine Bedenken allmälig in den Hintergrund, und endlich verschwanden sie gänzlich, denn in der That ist nichts

geschickter, schlimme Gedanken zu verscheuchen, als eben ein morgentlicher Ritt im Freien.

Pereira hatte mit der Regierung Verträge abgeschlossen hinsichtlich einer Lieferung von Weizen zur Verpflegung der Truppen, und Heinrich sollte zu diesem Zwecke einige größere Haciendas besuchen, um wo möglich Einkäufe zu machen, und er befand sich jetzt auf dem Wege zu einer derselben.

Was man in Chile „Weg" nennt, ist ein höchst veränderliches Ding. Es kann einmal eine wirkliche Landstraße sein, wie sie bei uns gebräuchlich sind, eben so gut wie die unserigen, bisweilen vielleicht selbst noch besser, als manche derselben. Es kann auf gleiche Weise dieser Weg aus einer Fläche bestehen, welche mehrere Wegstunden lang und vielleicht eine halbe Stunde breit ist, und statt auf einer durch die Kunst hergestellten Unterlage sich weiter zu bewegen, fährt oder reitet man auf einem durch die Sonne ausgetrockneten, man kann sagen: ausgebrannten Boden, der hart ist wie eine Tenne, eine Farbe hat wie diese, und eben so nicht die geringste Unebenheit zeigt.

Diese Stellen benutzen die Führer der Berlochen, der kleinen zweiräderigen Wagen, mit welchen man dort reist, wenn man nicht vorzieht zu reiten, zu ihren Wettfahrten, bei welchen dem Passagier

Hören und Sehen vergeht, während die Kutscher, außer sich vor Vergnügen, die Pferde zum rasendsten Carrière antreiben.

In der That sind diese Stellen des Weges häufig so breit, daß fünfzig jener Fuhrwerke bequem neben einander dahinjagen könnten.

Man nennt aber auch in Chile „Weg" einen Raum, der, einige Hände breit, sich längs einer Felswand hinzieht, welche auf der einen Seite sich steil erhebt, auf der andern Seite eben so abfällt, auf welcher Euer rechter Fuß den Felsen streift, während Euer linker über dem Abgrunde schwebt, in dessen Tiefe Ihr vielleicht die Knochen von Hinabgestürzten bleichen seht, oder einen tobenden Bergstrom brausen hört, der es nicht erwarten zu können scheint, bis man ihn im Flachlande spaltet in Tausende von kleinen Canälen und Rinnen, um die Erde zu befruchten.

Bisweilen führen diese reizenden Wege steil aufwärts, so daß man jeden Augenblick befürchtet, rücklings mit dem Pferde zu überschlagen, an anderen Stellen eben so abwärts, und gerade diese angenehmen Localitäten sind es, welche die Eingeborenen mit besonderer Vorliebe zu betrachten scheinen, auf welchen sie singen, oder sich gemüthlich unterhalten, oder wohl auch plötzlich anhalten,

um sich, in einer Lage, die uns halsbrecherisch erscheint, bis zum Exceß gemächlich eine Cigarre zu fertigen und anzuzünden.

Den Weg, welchen Heinrich eingeschlagen hatte, gehörte anfänglich der zweiten Gattung an. Es war eine breite, von der Sonne ausgetrocknete Fläche, welche sich bisweilen etwas verengte, stets aber Raum für viele in einer Reihe fahrende Wagen geboten hätte.

Hier und da erblickte man, da man ziemlich in der Richtung der Küste blieb, in der Ferne das Meer bald als eine in's Unendliche sich ausdehnende Fläche, bald wieder nur als einen schmalen, ultramarinfarbigen Streifen.

Dann verhüllte Wald diese Fernsicht, oder ein plötzlich ansteigender Berg, während man jetzt auf der andern Seite über das Land hinblickte, bisweilen auf Felder und zerstreute Hütten, wieder aber, und häufiger wohl, über Wald und öde, nur von der stacheligen Espina bestandene Stellen. Auf dieser Seite schloß stets die Kette der Anden das Bild, streng sich abprägend vom tiefblauen Himmel mit ihren weißen zackigen Hörnern und Felskämmen, und dem Neuling in bedeutend geringerer Entfernung scheinend, als es wirklich der Fall.

Heinrich war fröhlich geworden durch diese

Bilder, die ihm erfreulich und neu, da die landschaftliche Form von Valdivia einen andern Charakter bietet, und er sprengte plaudernd an der Seite seines Knechtes dahin, der ihm höflich und respektvoll Antwort gab auf seine Fragen.

Allmälig aber rückten die Berge in's Land, die Ebene verengte sich, und man befand sich nach kurzer Zeit auf einem Wege, den man füglich eine Thalschlucht nennen durfte, da er mit mehrfachen Krümmungen sich zwischen zwei Bergen hindurchwand.

Als Heinrich eben um eine dieser Krümmungen bog, hielt plötzlich ein Reiter vor ihm, welcher ihn erwartet zu haben schien.

Heinrich erkannte ihn im andern Augenblicke und stieß einen Schrei aus.

Es war der Sträfling von Valparaiso!

Er ließ sein Pferd einige Schritte vorwärts gehen und sagte im spöttischen Tone:

„Mäßige Dein Vergnügen, angenehmer Heinrich, und fürchte vor Allem nicht, mich bald wieder zu verlieren, denn ich werde, eine Zeit lang wenigstens, Dein treuer Begleiter sein."

Heinrich war anfänglich starr vor Erstaunen, und wohl auch vor Schrecken, dann sagte er in unwilligem Tone:

„Wie kommst Du hierher, und was willst Du von mir?“

„Versteht Dein Einfaltspinsel von Knecht Deutsch?“

„Nein,“ versetzte Heinrich, „aber gieb Antwort, und geh' hernach Deiner Wege, ich will nichts mit Dir zu schaffen haben.“

Der Sträfling zog die Schulter:

„Hörst Du nicht, daß ich Dich begleiten will, mein lieber Vetter?“ sagte er frech, „also vorwärts!“

Da Heinrich vorläufig keinen Rath wußte, den Aufdringlichen zu entfernen, ließ er sein Pferd vorwärts gehen, und Jener ritt ihm jetzt zur Seite, während der Knecht etwas zurückblieb, da sein Herr nun einen andern Caballero zur Gesellschaft hatte.

Heinrich ritt stumm und mißmuthig neben seinem Begleiter her, und dieser sagte nach einiger Zeit:

„Da Du nicht sprichst, so will ich es jetzt thun, und Dir sagen, wie es mir möglich geworden, in Deiner angenehmen Gesellschaft reisen zu können. Es wird nicht lange dauern, und dann erwarte ich einige Aufschlüsse von D i r.

Du warst so verständig, in dem Tabak eine Feile zu verbergen, und so bald wir in unser Ge-

fängniß gebracht worden waren, begann ich sie zu benutzen.

Das Stillschweigen meiner ehrenwerthen Collegen erkaufte ich dadurch, daß ich ihnen den Kram überließ, welchen Du mir einige Stunden zuvor überbracht, und da ich im Feilen und in dergleichen Dingen kein Neuling bin, so waren die ohnedies nicht schweren Ketten bald beseitigt.

Das Schloß der Thür und diese selbst zu öffnen, war ein Kinderspiel. Es ist eine rührende Sitte hier in diesem lieben Lande, daß Thüren und Schlösser auf eine ganz immense Ehrlichkeit der Menschheit eingerichtet sind, auf der andern Seite kamen mir wieder die zwei einzigen Leidenschaften zu statten, welche diese ehrlichen Bewohner zu haben pflegen.

Ich meine die Pferde und die Weiber.

Jeder Lump hat hier wenigstens einige Pferde, und da ebenfalls Jedermann wenigstens eine Geliebte hat, so hatte ich gewonnenes Spiel.

Jeden Abend kam der ungeschliffene und grobe Mensch, der Aufseher, in unser Gefängniß, schwang seinen Stock, und befahl uns unter Fluchen und Verwünschungen, ruhig zu sein und uns nicht zu rühren. Er würde an der Thür lauschen, setzte er dann jedesmal drohend hinzu, und jeden zu

Boden schlagen, der plaudere oder irgend ein Geräusch machen würde. Da ging er, polterte außen noch eine kurze Zeit umher, und dann — schlich er zu seiner Geliebten, welche zu kennen ich schon vorher, ehe sie mich krank machten, die Ehre hatte."

„Krank machen," sagte Heinrich unwillkürlich, „was soll das heißen?"

„Ach, ich vergaß," erwiederte der Sträfling, „daß Du ein Ungeschickter bist, krank machen ist so viel als „gefangen setzen," nun, ich wußte also die Stunde, in welcher er seine nicht eben Allergetreuste zu besuchen pflegte, und so bald die Luft rein war, öffnete ich die Thür, überließ meinen Kameraden alle meine Habseligkeiten, und verfügte mich in die Wohnung meines Freundes, des Aufsehers, wo ich mich umkleidete und, da man nie ohne baare Mittel auf Reisen gehen soll, einiges Geld zu mir steckte. Hierauf benutzte ich seine zweite Leidenschaft, die Pferdeliebhaberei, indem ich aus seinem Stalle das beste Pferd nahm —"

„Das heißt," rief Heinrich erzürnt, „Du stahlst des Mannes Kleider, sein Geld und sein Pferd!"

„Aufzuwarten," sagte der Sträfling, „man pflegt mein Verfahren bisweilen also zu benennen, aber Du wirst mich nicht zu strenge richten, denn

nur hierdurch wurde es mir möglich, in die Arme der Freundschaft, in die Deinigen, zu eilen."

„Und wie wußtest Du, daß Du mich hier treffen würdest?"

„Aus Deinem eigenen Munde, als ich die Ehre hatte, Dich das erste Mal dort an der Hafenmauer zu sehen. Du hattest dort nichts Eiligeres zu thun, als mir Dein Glück und Deine vortheilhafte Stellung ausführlich mitzutheilen, und auf diese Weise erfuhr ich zugleich die Wege, welche Du in den ersten Tagen einschlagen würdest."

Es erfolgte jetzt eine Pause, in welcher Heinrich, schweigend und düster vor sich hinbrütend, neben seinem Begleiter herritt, während dieser sich in äußerst gemüthlicher Stimmung zu befinden schien, obgleich er nicht versäumte, sich häufig nach allen Seiten hin sorgfältig umzusehen.

Endlich sagte Heinrich:

„Da jetzt Dein Zweck erreicht ist und Du frei bist, so hoffe ich, daß Du mich so bald als möglich verlassen wirst. Unsere Wege können nicht länger dieselben sein!"

„Doch nicht!" versetzte der Sträfling, „ich werde Dich begleiten, und Du Deinerseits wirst Dein Möglichstes thun, zu verhindern, daß man mich wieder gefangen nimmt. Die Gefahr hierzu

ist nicht allzu groß, denn die übrigen Gefangenen werden sich ohne Zweifel zum größten Theil ebenfalls aus dem Staube gemacht haben, und man hat mithin mehr als einen Vogel einzufangen; auch werde ich in der nächsten Fonda eine kleine Veränderung mit mir vornehmen, die mich ziemlich unkenntlich machen wird. Dennoch aber ist mir Deine Begleitung von unendlichem Werthe, denn Du begreifst, daß, im Fall ich ergriffen würde, man sich auch Deiner bemächtigen würde. Einmal hast Du mir zur Flucht verholfen, und ein gewisser Verdacht ruht ohnedies auf Dir, da wir beide Doselio heißen und Vettern sind."

„Hund!" rief Heinrich außer sich, „mißbrauche meinen ehrlichen Namen nicht länger!"

„Bitte," sagte der Sträfling, „bitte, mäßige Dich, Dein Diener wird bereits aufmerksam, und dies ist vollkommen überflüssig. Um Dich aber zu überzeugen, daß ich Deinen sogenannten ehrlichen Namen mit vollem Rechte führe, so sieh' hier. Man nimmt in den spanischen Provinzen den Gefangenen ihr Geld, was sie etwa bei sich führen, so gut wie man dies in Deutschland thut, aber man läßt ihnen ihre Papiere. Da!"

Er reichte mit diesen Worten Heinrich ein zusammengefaltetes Papier, welches dieser als einen

vollkommen richtigen deutschen Paß erkannte, lautend auf einen gewissen Karl Dosel, welcher zu seinem Vergnügen die spanischen Provinzen an der Westküste Südamerikas bereisen wollte.

„Du hast vielleicht den Paß gestohlen," sagte Heinrich, einigermaßen unschlüssig oder irre gemacht.

„Auf Ehre nicht," versetzte Karl Dosel mit dem Anstande eines vornehmen Mannes, denn da er sich jetzt legitimirt hat, müssen wir ihn von nun an so nennen. „Aber," setzte er hinzu, „ich hätte vielleicht ein Recht, an Deiner Person zu zweifeln, denn Du kannst nicht beweisen, daß Du unserer Familie angehörst."

„Warum hast Du Dich an Bord Paulus Müller genannt?"

„Mein Kind," versetzte Karl, „das ist *mein* Geheimniß, denn auch Du hast die Deinigen; so hast Du mir zum Beispiel verschwiegen, daß der eigentliche Zweck Deiner Reise Peru ist."

Er sah bei diesen Worten Heinrich lauernd an, als aber dieser verwundert, und offenbar mit dem Ausdrucke der Wahrheit, dies verneinte, schien Karl Willens, die Sache vorläufig auf sich beruhen zu lassen, und man ritt schweigend weiter.

Da sich von keiner Seite ein Verfolger, oder

sonst etwas Verdächtiges zeigte, so machte Karl Dosel selbst den Vorschlag, bei einem kleinem Gehöfte, woselbst man eine Fonda (eine Schenke) hielt, anzuhalten, und die Pferde ein wenig ruhen zu lassen und zu tränken; was man in Chile ohne Bedenken thut, reicht man gleichwohl den Thieren, auch bei starker Tagereisen, nur selten irgendwie Futter.

Während Heinrich ein Glas Wein nahm, entfernte sich Karl, und der Erstere hatte Zeit, über seine Lage nachzudenken.

Mitleiden empfand er allerdings nicht mehr für seinen neuen Vetter, aber er war ihm im höchsten Grade unbequem, und er begann ihn zu fürchten.

Daß jener ein schlechtes Subject war, unterlag keinem Zweifel. Nicht blos die Frechheit, mit welcher er seine Flucht und den bei derselben begangenen Diebstahl erzählte, beweist dies, sondern auch sein ganzes übriges Benehmen ließ allenthalben den Gauner durchblicken.

Aber auf welche Weise sollte sich Heinrich von ihm befreien?

Sollte er ein aufrichtiges Geständniß bei irgend einer Behörde machen und sagen, daß er jenem die Feile gegeben? Er war selbst fremd im Lande,

und es war dies fast eben so gefährlich, als eine weitere Fortsetzung der Reise mit dem entronnenen Sträfling.

Er beschloß, dem Gastfreunde Pereira's, bei dem er noch im Laufe des Tages eintreffen sollte, vielleicht die Sache ohne Rückhalt mitzutheilen und um seinen Rath zu bitten, doch wollte er erst einen festen Entschluß fassen, wenn er jenen Gastfreund persönlich kennen gelernt hätte.

Indem wurde die Thür geöffnet, und es trat ein Fremder ein, der an einem andern Tische, Heinrich gegenüber, Platz nahm, und nach einigen Augenblicken diesen zu fixiren begann.

Da Heinrich dies unangenehm wurde und er sich nicht in der Stimmung befand, mit dem Fremden ein Gespräch zu beginnen, so stand er auf, und wollte an's Fenster treten, aber der Fremde sagte nun in ziemlich barschem Tone:

„Bleibt sitzen, Sennor, und beantwortet mir einige Fragen, wenn's Euch gefällig ist."

Heinrich erschrack heftig, denn es war keinem Zweifel unterworfen, daß diese Fragen sich auf seinen Begleiter bezogen, und daß mithin die Reihe der Unannehmlichkeiten, welche er befürchtete, bereits begann.

In der That sagte der Fremde jetzt:

„Seid Ihr allein hieher gereist?"

„Ich hatte meinen Diener bei mir," versetzte Heinrich, „aber wer giebt Euch das Recht, mich auf solche Art auszufragen?"

Der Fremde schlug ein Bein über das andere, stützte auf dieses den Ellbogen des linken Armes und sein Haupt in die Hand dieses Armes, indem er sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger umrahmte, und mit diesem letzten mehrmals leise gegen seine Wange schlug.

Dabei neigte er den Kopf ein wenig vorwärts und sah Heinrich auf eine Weise an, welche deutlich zu sagen schien: Du wirst sehr bald begreifen, daß ich vollkommen befugt bin, Dich auszufragen! Laut aber sagte er:

„Ihr reist nach der Hacienda des Sennor Camacho?

„Es ist möglich," erwiederte Heinrich.

„Kennt Ihr einen gewissen Carlos Doselio?" fuhr der Fremde fort.

„Quien sabe," gab nun Heinrich zur Antwort, dem jetzt ein trefflicher Gedanke durch den Kopf fuhr. Quien sabe! wer weiß! eine in Chile und Mexico beliebte Redensart, wird häufig gebraucht, wenn man keine bestimmte Auskunft geben kann oder will. Heinrich aber dachte: Ich werde diesen

Späher so lange als möglich hinzuhalten suchen, und ihm endlich die Wahrheit sagen, daß dieser Carlos Doselio nämlich mich wirklich begleitet hat.

Bis dorthin ist aber jener Gauner bestimmt über alle Berge, denn er ist zu pfiffig, als daß ihn die Anwesenheit dieses Kerls da entgangen sein sollte. Ich habe dann der Justiz die Wahrheit gesagt, und bin jenes Spitzbuben los.

Der Fremde aber stand jetzt auf und sagte mit veränderter Stimme und in deutscher Sprache:

„Es ist gut. Da mich meine lieben Verwandten selbst nicht erkennen, werden s die Fremden noch weniger vermögen.“

Es war Karl Dosel, der sich mit Hülfe von ein wenig Ocker und eines gebrannten Korkes in der That vollkommen unkenntlich gemacht hatte.

Unwillkürlich seufzte Heinrich tief auf, als er diese Verwandlung gewahr wurde, Karl Dosel aber lächelte.

„Ich weiß, was in Deinem Busen vor sich geht, angenehmer Heinrich,“ sagte er, „aber gieb Dich zufrieden, mein Junge. Du wirst mich zwar vorläufig als Verwandten verlieren, aber dafür wirst Du einen treuen Diener gewinnen, denn von jetzt an begleite ich Dich als ein solcher. Ich bin Dein zweiter Peon!“

Heinrich stieß einen kräftigen deutschen Fluch aus und rief heftig:

„Das geht nicht! Was wird sich Pablo denken bei dieser doppelten Verwandlung. Es kann nicht sein!"

„Doch Kind, doch," sagte Karl ruhig, „ich habe diesem stolzen Spanier anvertraut, daß ich einen Liebeshandel abzuwickeln hätte, und deshalb beschlossen, auf einige Zeit sein Kamerad zu werden. Wenn man diesen Leuten von dergleichen spricht, glauben sie den größten Blödsinn!"

Er verließ die Stube und machte sich, seiner neuen Stellung gemäß, im Hofe bei den Pferden zu schaffen.

Gleich darauf trat Pablo, der wirkliche Knecht oder Peon Heinrich's, ein mit der Meldung, daß man abreisen könne.

Der Letztere warf einen Blick durch's Fenster nach Karl, und sagte mit verdrießlicher Miene zu Pablo, indem er mit den Augen nach jenem im Hofe zeigte:

„Die Geschichte da ist mir gar nicht recht!"

Pablo zog leise die Schulter, und wiederholte seine Meldung.

„Was wird der Sennor Camacho dazu sagen, wenn er es erfahren sollte!" fuhr Heinrich fort.

„Quien sabe," versetzte Pablo, und hierauf stieg die Gesellschaft auf und setzte den Weg nach der Hacienda fort, Heinrich voraus, und in einiger Entfernung Carlos und Pablo, die beiden Knechte. —

Wir fühlen uns aber jetzt gedrungen, dem geehrten Leser einige Aufklärungen zu geben, oder wohl besser, Notizen zu dem, was er sich bereits gedacht und errathen hat über die ehrenwerthe Persönlichkeit des Carlos Doselio.

Wir hoffen, daß der freundliche Leser sich noch der drei wackeren Männer erinnern wird, welche wir ihm im ersten Bändchen unserer Geschichte vorgeführt haben, nämlich des schönen Friedrich, des Herrn Major und des Herrn Aron Wullenberger, und eben so, daß diese Herren zweier ihrer Bekannten erwähnten, welche plötzlich aus ihrer Mitte spurlos verschwunden waren.

Die Motive, welche den rothen Geiselbrecht, einen dieser Verschwundenen, bewogen, sich unsichtbar zu machen, kennen wir bereits.

Mit Karl Dosel, dem andern, hatte es, wenn nicht eine gleiche, doch wenigstens eine ähnliche Bewandtniß.

Sein Herz war krank, nicht aus Liebe, denn das schöne Geschlecht, obgleich er ihm nicht abhold

war, machte doch nicht den Eindruck auf ihn, wie auf viele anderen Jünglinge, sondern aus Sehnsucht. Aus Sehnsucht nach den Schätzen, die jenes weltberühmte Gewölbe barg, und nach welchen sein Herz unablässig strebte, während der Verstand ihm dieselben als unerreichbar erscheinen ließ.

Aber auch der Erreichung anderer, geringerer Wünsche, moderner Schmucksachen zum Beispiel, Uhren, Börsen, selbst der Taschentücher und anderer Lappalien, stellten sich täglich größere Hindernisse entgegen.

Die Polizei hatte eine unliebe Aufmerksamkeit auf ihn und seine Freunde geworfen, gehässige Beschränkungen der persönlichen Freiheit, zu jener Zeit noch rücksichtslos geübt, standen in Aussicht, und der Busen des Jünglings schwoll vor gerechter Entrüstung.

War es ihm unter solchen Umständen möglich, sich einen Familienstand zu gründen, mit der Arbeit seiner Hände, wenn auch nur einfach als Dorfdrucker,*) wenn er also gehindert war in der freien Ausübung seines Gewerbes!

Und dazu stets noch die Sehnsucht nach dem Gewölbe!

*) Dorfdrucker, Taschendieb.

Da fiel ihm, gleich dem rothen Geiselbrecht, jene uns bekannte Anzeige des Rechtsgelehrten Quästorius in die Hände.

Millionen! Und war er nicht auch ein Dosel! Ein Dosel mit weichem D und mit einem s. Nicht etwa ein Tosel, oder Doßel.

„Nur Wollen gilt's!" Und er beschloß ein ehrlicher Mann zu werden!

Zu diesem Behufe verfügte er sich zur Polizei, gab verschiedene seiner guten Freunde an, denen man schon längst nachgespürt hatte, und versprach noch mehrere ähnliche Beweise seiner Besserung zu geben, wenn man ihm hingegen einen Paß in's Ausland und ein kleines Reisegeld geben wolle.

Mit Quästorius wollte er nichts zu schaffen haben. Einmal überhaupt so wenig als möglich mit der Justiz und mit Allem, was daran hängt, dann fürchtete er aber auch, daß sich die Sache zu sehr in die Länge ziehen werde.

Selbst ist der Mann, also auf nach Peru!

Als er endlich diese Landschaft auf der Karte gefunden hatte, kam ihm der Weg freilich etwas lang vor, allein er tröstete sich, daß man ja zu Wasser fahre, und als endlich seine Angelegenheiten so weit gediehen waren, daß er in der That abreisen konnte, und kein Schiff nach Peru fand,

schiffte er sich getrost nach Chile ein. Dort hinüber würde sich leicht eine Gelegenheit finden, meinte er, und einmal dort, schmeichelte er sich mit der sichern Hoffnung, daß wenigstens ein Theil der Erbschaft ihm nicht entgehen könne, da er wirklich verschiedene Papiere in der Hand hatte, welche ihn als einen ächten Dosel legitimirten.

Zudem, er wollte nicht das ganze Capital. Wenn es sich um Millionen handelt, knausert man nicht, und er war überzeugt, daß, wenn er in eigener Person in Peru auftreten würde, die Leute mit sich handeln ließen. „Denn," sagte er zu sich selbst:

„Die Peruaner sind Menschen.

Alle Menschen sind Spitzbuben.

Alle Spitzbuben sind bestechlich! Ergo!!"

Der zweite Theil der Geschichte war also im Gehirn unseres Freundes Karl vollständig zurechtgelegt und in Ordnung:

Zu Wasser nach Peru, dort die Hälfte der Erbschaft daran wenden, um die andere zu erobern, und dann, — dann war er im Ernste ein ehrlicher Mann.

Ist man nicht ehrlich, wenn man Millionen besitzt, ist man nicht, je nach Belieben, ein Patriot, ein Freisinniger, ein Frommer?

Daran zweifelt Niemand, auch Karl Dosel nicht, aber es war ihm bisweilen ganz ängstlich, wenn er daran dachte.

„Wie das nur thut, wenn man vollkommen ehrlich ist? Was für ein tolles Gefühl das sein muß! Vielleicht wie ein Schnupfen, denn jedenfalls muß Einem der Kopf eingenommen sein von all' der Ehrlichkeit."

Er beschloß also die Sache abzuwarten.

Indessen stellten sich dem ersten Theile seines Unternehmens allerlei Hindernisse in den Weg.

Den Paß, den er verlangte, stellte man ihm mit dem größten Vergnügen aus. Bezüglich des Reisegeldes aber traten Schwierigkeiten ein. Man weiß, wie das geht. Aus welcher Kasse sollten diese Bezüge entnommen werden?

Es ging aber endlich doch. Er erhielt eine mäßige Summe mit der dringenden Verwarnung, sich nicht mehr im Lande blicken zu lassen, und machte sich nun schleunig auf den Weg, da er einigen seiner Kameraden nicht recht traute, welche in Unannehmlichkeiten gekommen waren durch seine, oben erwähnten ersten Versuche in der Ehrlichkeit.

Er nahm deshalb auch an Bord, wo man selten nach den Pässen fragt, den Namen Paulus Müller an. Vorsicht ist zu allen Dingen gut, und

Karl Dosel konnte er zu jeder Zeit wieder werden, er hatte es schwarz auf weiß in der Tasche.

Als er auf der „schönen Barbara" einen zweiten Dosel, unsern Heinrich traf, empörte sich sein sittliches Gefühl gegen diesen Eingriff in sein gutes Recht, denn er sah einen Concurrenten in jenem.

Die Verhältnisse, unter welchen Heinrich an Bord gekommen war, machten dies freilich nicht wahrscheinlich, ja selbst höchst unwahrscheinlich. Aber Heinrich verbarg ihm etwas, das bemerkte er, als er ihm seine Lebensgeschichte erzählte, und stockte bei seinen eigenthümlichen ehestandlichen Verhältnissen.

Es war also leicht möglich, daß auch jener von der Erbschaft wußte, ja, es war fast nicht anders denkbar.

Heinrich mußte mithin entfernt werden. Er suchte ihn zu überreden, in Brasilien zu bleiben, und da dieser sich nicht dazu verstand, warf er ihn bei Cap Horn in's Wasser.

Wollte er nicht ehrlich werden, und war dieser zweite Dosel nicht ein Hemmniß auf der neu zu betretenden Bahn? Und heißt es nicht: „Thue Alles, mein Sohn, um ein ehrlicher Mann zu bleiben!" Durfte, ja mußte er nicht ebenfalls Alles thun, um einer zu werden?

Also fort mit ihm!

Nachdem er in Chile angekommen war und nach dem nächsten Wege nach Peru fragte, sagte man ihm, daß zufällig die Wüste von Atacama zwischen beiden Ländern läge, und daß man aus diesem Grunde zu Lande nicht dorthin zu reisen pflege, sondern daß er ein nach Peru bestimmtes Schiff abwarten müsse.

Nun war aber der mißliche Umstand eingetreten, daß Karl Dosel, oder Doselio, denn er hatte seinen wirklichen Namen jetzt wieder angenommen, kein Geld mehr hatte, weder zur Passage nach dem Goldlande Peru, wo ihm die bekannten Millionen winkten, noch zum Leben unter Chiles ewig lächelndem Himmel.

Es war nichts einfacher, als daß er nun stahl. Zuerst bescheiden, da er die Gebräuche des Landes nicht kannte, dann keck, im Gefühle seiner Geschicklichkeit, und weil er alle Spanier für einfältig hielt.

Als er, ertappt und zu zehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt, in Valparaiso zum ersten Male Heinrich sah, erschrak er anfänglich auf den Tod, da er ein Gespenst zu erblicken glaubte, als er aber bald darauf nicht nur sich vom Leben jenes überzeugte, sondern auch zu bemerken glaubte, daß

er keinen Verdacht auf ihn geworfen, beschloß er sogleich, Heinrich zu seiner Befreiung zu benutzen; wie, ist uns bekannt, so wie zugleich ein Theil der Pläne wenigstens, welche er entworfen hatte, um seinen Erretter weiter auszubeuten. —

Die Hacienda des Sennor Camacho wollen wir vorläufig nicht zu schildern versuchen, und nur sagen, daß Heinrich dort Alles traf, wie man es in der Regel auf den Haciendеn und in den Familien reicher Leute des dortigen Landes findet.

Ein über die Maßen höflicher Sennor, eine neugierige, nicht eben hagere kleine Sennorita. Runde, schwarzäugige Töchter oder Nichten, eben so neugierig wie die Sennorita, und so reizend, wie jene vor etwa zehn Jahren gewesen. Getünchte Kalkwände, zum Theil verdeckt mit Silber- und Goldgefäßen von unschätzbarem Werthe. Dann viele Knechte, viele Pferde, viele Hunde.

Endlich außerhalb der Hacienda meistens wenig Schatten, innerhalb derselben aber eine Gastfreundschaft, die außerordentlich und überraschend ist, und endlos zu sein scheint.

Heinrich verliebte sich am ersten Abend in sämmtliche Töchter und Nichten des Hauses, ohne dabei an Frau Frida zu denken, und als er am

andern Morgen das Letzte that, fand er, daß dies kein Mittel sei, ihn vom Ersten abzuhalten.

Er schalt sich leichtsinnig, und wollte, um sich auf andere Gedanken zu bringen, sogleich mit dem Sennor Camacho von Geschäften beginnen, aber dieser versicherte ihm lächelnd, daß in seinem Hause vor acht Tagen wenigstens an dergleichen nicht zu denken sei, daß das Geschäft alsdann in einem Tage abgemacht werden würde, worauf er hoffe, daß Heinrich das Dach der Hacienda auf einige Monate wenigstens als das seinige betrachten werde, wie es denn in der That auch nicht anders sei.

Hierauf nahmen ihn die Sennoritas in Empfang, und nachdem er bemerkt hatte, daß der Gedanke an seine drei Damen zu Hause ihm die Sennoritas in der Hacienda noch liebenswürdiger erscheinen ließ, als vorher, beschloß er als guter Ehemann, gar nicht mehr an seine Frau zu denken.

Was Pablo betraf, so bekam er ihn kaum zu Gesicht, da Carlos denselben mit einer gewissen Eifersucht von allen kleinen Dienstleistungen zurückdrängte.

Im Uebrigen spielte dieser Letzte seine Rolle als Diener vollkommen meisterhaft.

Er trieb sich scherzend mit den Knechten des

Hauses umher, ließ sich von denselben die Räumlichkeiten zeigen, bewunderte die Pracht und den Reichthum des Hauses und der Scheunen, und wenn er sich des Abends bei Heinrich einfand, um ihm beim Auskleiden behülflich zu sein, spielte er auch dort, unter vier Augen, die begonnene Rolle fort.

„Was sollen die Tollheiten bedeuten?" sagte Heinrich am zweiten Abend, „und wie lange willst Du überhaupt noch hier bleiben? Ich dächte, es wäre am klügsten, Du machtest Dich bei Zeiten, und ehe man Dir endlich doch noch auf die Spur kommt, aus dem Staube!"

„Sennor, Sie haben zu befehlen," sagte Carlos, indem er sich verbeugte.

Heinrich war halb ärgerlich, halb kam ihm die Sache spaßhaft vor.

„Geh' zum Teufel," sagte er endlich lachend.

Carlos verbeugte sich ehrfurchtsvoll und entfernte sich hierauf.

Am andern Morgen erwachte Heinrich durch ein ungewöhnliches Geräusch, und als er sich einigermaßen verwundert hatte, sah er den Sennor Camacho an seinem Lager stehen.

Der Sennor machte eine tiefe Verbeugung, und sagte hierauf mit einer Miene, welche Heinrich früher nie so ernsthaft an ihm gesehen hatte:

„Ich habe Sie zu benachrichtigen, daß sich Ihr Diener heimlich von der Hacienda entfernt hat.“

Heinrich, der sich im Bette aufgerichtet hatte, starrte Camacho sprachlos an; dieser aber setzte jetzt hinzu:

„Zugleich habe ich Ihnen mitzutheilen, daß mir Pretiosen von bedeutendem Werthe fehlen, und eben so eine nicht unbeträchtliche Summe in Gold.“

„O,“ rief Heinrich außer sich, „der Hund hat Sie bestohlen!“

Der Sennor Camacho verbeugte sich schweigend; da er aber keine Anstalt traf, sich zu entfernen, so warf sich Heinrich in seiner Anwesenheit rasch in die Kleider. Plötzlich aber begann er hastig in seinem Gepäck zu kramen, und rief dann, indem er sich gegen die Stirn schlug:

„Gerechter Gott! auch meine ganze Baarschaft ist fort. Er hat auch mich beraubt!“

„Es ist möglich,“ sagte Camacho, ohne eine Miene zu verziehen.

„Es ist gewiß!“ rief Heinrich ungeduldig, „aber ich werde mich sogleich auf's Pferd werfen und ihn verfolgen.“

„Dies wird nicht nöthig sein, denn einige

meiner zuverlässigsten Knechte sind eben im Begriff, dies zu thun," erwiederte Camacho ruhig.

„Aber ich will mich ihnen anschließen, Sennor," rief Heinrich.

Camacho aber versetzte mit einer außerordentlich höflichen Verbeugung; „es wird mich unendlich glücklich machen, wenn Sie bis nach Austrag der Sache in meinem Hause verweilen wollen, Man wird Alles aufbieten, es Ihnen hier, auf Ihrer Stube, an nichts fehlen zu lassen."

Jetzt war Heinrich Alles klar. Man sah ihn für einen Mitschuldigen des Diebes an, und hielt ihn als Gefangenen zurück.

Er schwieg, schmerzlich lächelnd, einige Augenblicke, dann sagte er:

„Erlauben Sie, daß Pablo, mein anderer Knecht. die Ihrigen begleitet?"

„Sie setzen also voraus, daß Carlos der Entflohene ist?"

„Freilich, er ist ein entflohener Sträfling, und ohne Zweifel ein durchaus schlechter Mensch."

„Und zu Pablo haben Sie Vertrauen?"

„Ja, sagte Heinrich, „er ist mir von zuverlässigen Leuten empfohlen worden, und ich glaube, daß er nützlich sein wird bei der Verfolgung jenes Gauners."

Das Gesicht des Sennor Camacho heiterte sich in etwas auf, und er sagte in gewissermaßen entschuldigendem Tone:

„Sie begreifen, Sennor, daß Ihr Hierbleiben nöthig ist; aber wenn Sie mir Ihr Wort geben, ohne meinen Willen die Hacienda nicht zu verlassen, so mögen Sie sich in allen Räumen desselben ganz nach Ihrem Gutdünken bewegen."

„Ich gebe Ihnen mein Wort," versetzte Heinrich, „daß ich die Hacienda nicht ohne Ihren Willen verlassen werde, und füge bei, daß ich eben so wenig einen Fuß aus diesem Zimmer setzen werde, bis man jenen Schurken gefangen, oder bis sich meine Unschuld überhaupt herausgestellt hat."

Camacho empfahl sich jetzt, und Heinrich blieb allein für sich mit den angenehmsten Gedanken von der Welt.

5.

Ein Opfer der Intrigue.

Durch neuen Schmerz dem Wahnsinn heimgefallen,
Und kaum gewöhnt, sich hartem Druck zu fügen.
Keats.

Wird, oder besser, kann man es unwahrscheinlich finden, daß es eine Riesin giebt, oder gegeben hat, welche Hermengildis Dosel geheißen?

Und wenn, wie zu hoffen steht, dies zugestanden ist, wird man wohl viele Umstände machen mit der Annahme eines so kleinen, unbedeutenden Dinges, als ein Zwerg ist, der den Namen Sempronius Gracchus Dosel führt?

„Herr Sempronius," sagte die Riesin, welche den Zwerg auf dem Schooße hatte, und ihn mit Zuckerwerk fütterte, „Herr Sempronius, führen Sie sich ordentlich auf, sonst giebt's was ab, und ich setze Sie nachher auf die Erde."

„Hermengildis, theures Bäschen," versetzte der Zwerg, „warum nennen Sie mich nicht Vetter, und warum dutzen Sie mich nicht, da Sie doch wissen, wie ich Sie liebe und anbete."

Er streckte seine kleinen Arme sehnsüchtig aus, als wolle er sie umarmen, was aber nicht anging, da er kaum bis an ihre Gürtelschnalle reichen konnte.

Sie zürnte ihm nicht. Zürnt je ein Weib, wenn sie sich angebetet sieht? Aber sie schob ihm ein großes Stück Pfefferkuchen in den Mund, und versetzte das Knie in eine schaukelnde Bewegung, so daß der Kleine auf- und niederhüpfte, was ihm angenehm zu sein schien, denn er liebte sie aufrichtig.

Dann sprach sie mit den Anderen, welche an demselben Tische Platz genommen hatten.

Sie war eine ehrliche Schweizerin, einundzwanzig Jahre alt und noch Jungfrau. Als Riesin war sie, wie der Anschlagzettel an der Bude besagte, keineswegs geboren, sondern, ganz im Gegentheil, in einer Sennhütte ihres Vaterlandes als kleines und hülfloses Kind, wie denn auch ihre Eltern und zahlreichen Geschwister ganz ordinäre Leute waren, und erst mit dem zwölften Jahre

begann ihr Riesenwachsthum seinen Anfang zu nehmen.

Ja, es hatte den Anschein, als dauere dieses immer noch fort, denn Leute, welche sie vor sechs oder acht Jahren in Mainz und in Hamburg, ebenfalls einundzwanzig Jahre alt, und in anderer Stellung getroffen hatten, behaupteten, daß sie zu jener Zeit blos außergewöhnlich groß gewesen sei.

Aber sie hatte während dieser Zeit zwei Centner an Gewicht zugenommen, was sie bestimmte, jene Stellung aufzugeben und Riesendame zu werden.

Totalgewicht: dreihundertundzweiundfünfzig Pfund.

Sempronius Gracchus wog nur achtunddreißig.

Er sprach nicht gern viel von seinem Alter und seinen früheren Begebnissen, doch ließ er durchblicken, daß er Leib- und Hofzwerg verschiedener Großen gewesen, aber durch schmähliche Intriguen verfolgt und vertrieben worden sei.

Leute, welche längere Zeit an Höfen gelebt, haben fast immer ein gewisses zurückhaltendes, diplomatisches Benehmen.

So auch Sempronius Gracchus, obgleich er kein Geheimniß daraus machte, daß ihm seine ge-

genwärtige Stellung als freier und unabhängiger Mann besser behage, als seine frühere, und daß er sich eine Gattin suche.

Billig und mit Recht fragt nun wohl der geneigte Leser, aus welchem Grunde ihm zwei neue Dosel aufgedrungen werden zu der bedrohlichen Menge schon vorhandener, und wir befinden uns in der Lage, mit einer Gegenfrage antworten zu müssen.

„Wie kommt es, daß um einen Vogelherd sich Hunderte und Tausende von Vögeln versammeln, Vögel, welche man in der betreffenden Gegend selbst für selten hält, und die man hier dennoch in reichlicher Anzahl findet?"

Der Vogelsteller mit seinem Lockvogel trägt die Schuld!

Hier Quästorius mit seinen Millionen-Hoffnungen!

Der talentvolle Rechtsgelehrte hatte die Anzeigen dieser Hoffnungen auf allen zu jener Zeit möglichen Wegen in die Welt geschickt und jetzt sein Bureau geöffnet, um diesbezügliche Anfragen entgegennehmen zu können, die Ansprüche zu prüfen, und in Gemäßheit dieser Prüfung vorläufig Möglichkeiten in Aussicht zu stellen.

Vorschüsse, je nach dem Aussehen des betref-

fenden Dosel'schen Familiengliedes, verstehen sich von selbst.

Die Gesellschaft an dem Tische, an welchem wir Hermengildis und Sempronius Gracchus getroffen haben, gehörte nicht eben zu denen, welche Quästorius mit besonderem Vergnügen empfing, während sie ihrerseits sich, zum großen Theil wenigstens, die Sache ebenfalls, wie vieles Andere, nicht allzu schwer zu Herzen gehen ließen.

Es waren die Künstler, die Phänomen, die Luftspringer, die Bereiter und Thierbändiger unter den Meßfremden, welche sich zur großen Messe eingefunden hatten, die an Quästorius' Wohnorte eben abgehalten wurde.

Dennoch aber hatten die Anzeigen Quästorius' manchen Dosel dorthin gezogen, der sonst wohl kaum gekommen wäre, und heute waren sie zu einem festlichen Punsche versammelt, welchen ihnen Fritz Tosel, der leichtsinnigste aller Kunstreiter, gegeben hatte.

„Sie heißen Tosel und nicht Dosel," hatte ihm der Director der Truppe gesagt, der ein verständiger Mann war, als Fritz ihn zur Parthie einlud und zugleich um die nächste Monatsgage im Voraus bat. „Sie heißen T o s e l, und haben so gut wie keine Aussicht, mit zu erben."

Er aber hatte geantwortet:

„Bei Gott ist Alles möglich, und dem seligen Dosel, in Amerika oder wo, wird's auf das harte oder weiche T oder D auch nicht so genau ankommen. Und soll ich mir eines lumpigen Buchstaben wegen viele Bedenken machen, oder meine Fidelität rauben lassen?"

Die übrigen geladenen Gäste waren folgende:

Der lustige Rath oder der Hanswurst der Gesellschaft, ein sauertöpfischer und geiziger Mensch, aber ein ächter Dosel. Vielleicht neben dem Director der Einzige, der sich einige Ersparnisse erworben hatte, begann er von dem Augenblick an, als er die erste Nachricht von den „Hoffnungen" erhielt, doppelt zu geizen und zu darben.

„Aus Nichts wird Nichts," hatte er gesagt, „und umsonst thut kein Mensch einen guten Zug, am wenigsten ein Advocat. Man muß sparen, um die Kosten bestreiten zu können."

Er war auch längst bei Quästorius, und hatte Rücksprache genommen, während Fritz Tosel, der in der Stadt erst die Nachricht erhalten hatte, vor Allem die Punschparthie arrangirte, und die langweiligen Geschäfte für spätere Zeiten aufschob.

Dann Anton Dosel, genannt: Petro Antonio Dosinello, der spanische Thierbändiger, und Pau=

lus Dosel, oder Paulinski Kratschowich, der polnische Hexenmeister.

Die noch geladenen Demoiselles, die Erfindung der Fräuleins war zu jener Zeit noch nicht gemacht, waren Olympia und Artemisia Dosel. Beide Jungfrauen waren ebenfalls Meßfremde, und rechneten sich zu den Künstlern, obgleich sie kein specielles Fach betrieben, sondern blos, wie sie sagten, im Allgemeinen Beschäftigung suchten.

Was Hermengildis, die Riesin betraf, so sah sie auf die Schwestern physisch und moralisch von oben herab. Sie behauptete allerlei Dinge gehört zu haben, welche deren guten Ruf in ein etwas zweifelhaftes Licht stellten, und ihr, als ehrlicher Schweizerin, verböten, allzu genauen Umgang mit den Beiden zu pflegen.

Balthasar Dosel, der lustige Rath, floh sie wie die Pest, weniger jenes zweifelhaften Rufes halber, als wegen des bedeutenden Kostenaufwandes, mit welchem, wie er sagte, ihr Umgang verknüpft war, und sie selbst hatten sich in der letzten Zeit ebenfalls des Kostenpunktes halber vom Bauer Dosel einigermaßen zurückgezogen, da dessen Kasse bedauerlich leicht geworden zu sein schien.

Freilich nicht als Fachgenossen und Künstler, aber als Vettern war dieser Peter Daum und Jo=

hann Dosel vom gastfreundlichen Fritz ebenfalls eingeladen, und der letzte der Gäste war Martin Mehlschnabel, „der ohne Arme geborene Mensch,“ welcher deshalb zugezogen worden war, weil er sich um die Familie gewisse Verdienste erworben hatte.

Er konnte mit den Füßen ein Pistol laden und abfeuern, und zeichnete eben so eine Landschaft, in deren Vordergrunde, zwischen zwei Trauerweiden, ein Altar mit einer Urne zu sehen war mit der Inschrift: „Aus Liebe und Freundschaft.“ Als Fritz die Bude besuchte, überreichte er ihm dieselbe Landschaft, aber auf der Urne stand geschrieben: „Vivat hoch die Familie Dosel!“

Diese Aufmerksamkeit rührte den jungen Kunstreiter, er lud ihn ein, und Artemisia versorgte den Armlosen, der eine gute Einnahme gehabt hatte, mit Speise und Trank, und ordnete mit Vorliebe seine blonden Locken.

Trotz aller Mühe aber, welche sich Fritz Dosel gab, war keine rechte Heiterkeit in die Gesellschaft zu bringen, man aß viel und trank noch mehr, aber das geräuschvolle Leben, wie es der Bestgeber ganz besonders liebte, wollte nicht erscheinen, ja gegen das Ende trat fast eine völlige Verstimmung ein, wie das bisweilen vorzukommen

pflegt, eben wenn man sich vorgenommen hat, sich ganz besonders zu belustigen.

Die Riesin saß mit hochgeröthetem Antlitz da, sie schien durch die Menge des genossenen Punsches noch größer und stärker geworden zu sein, als vorher, und schleuderte drohende Blicke nach Olympia und Artemisia.

Sempronius Gracchus hatte sie, trotz seines Sträubens, auf die Erde gesetzt, und schien nicht zu hören, daß er ihr von dort aus knieend seine Hand anbot. Er war arg betrunken, und verkroch sich später, heftig weinend, so daß ihn sein Wärter nur mit Mühe finden konnte, als er kam, ihn nach Hause zu tragen.

Balthasar, der wie alle Geizigen über die Maßen zulangte, da Speisen und Trank ihm nichts kosteten, ärgerte sich trotzdem über die Verschwendung seines Collegen, und überschlug im Stillen den Kostenaufwand des Festes. Dann klagte er über den Verfall der Kunst, und schien in der That prophetische Blicke in die Zukunft zu thun.

„Das edle Roß wird nicht mehr Alleinherrscher sein im Circus," sagte er, „man wird nicht allein Elephanten und Kameele dort einführen, sondern auch der Esel und das Rind werden eine Rolle

spielen. Bestien werden uns die Palme des Ruhms streitig machen.“

Dosinello, der spanische Thierbändiger, bezog das auf sich. Er ließ eine Hyäne über den Stock springen, und steckte sein entblößtes Haupt in den Rachen eines Löwen.

„Sie reiten ja gar nicht,“ versetzte er giftig, „sondern machen blos schlechte Witze. Da kann's leicht kommen, daß die beiden Thiere, die Sie zuletzt genannt haben, Ihnen einmal den Ruhm streitig machen!“

Jetzt beschloß Kratschowich, der polnische Hexenmeister, welcher, wie der Anschlagzettel besagte, schon vor hohen und höchsten Herrschaften aufgetreten war und viele höfische Bildung besaß, den ärgerlichen Hader zu unterbrechen, und begann einige seiner Künste zum Besten zu geben.

Er verschluckte ein Messer, verwandelte Wasser in Wein, und zog aus dem Busen Hermengildis' eine kleine Puppe, wie er behauptete, das Ebenbild des Sempronius Gracchus.

Auf einige Augenblicke schien man sich einer allgemeinen Heiterkeit hingeben zu wollen, als aber Kratschowich einen Apfel verschwinden ließ, und der Bauer Dosel plötzlich rief:

„Dort steckt er, er hat ihn in der Hand!“

legte der Hexenmeister, mit einem verächtlichen Blicke, den unglücklichen Apfel vor sich nieder, und war nicht mehr zu bewegen, einen Finger zu rühren.

Fritz Tosel war trostlos, man trennte sich vor der Zeit und, ganz gegen die Gewohnheit, fast mißvergnügt, die Riesin, mit dröhnendem Schritte, und allein den Heimweg antretend, während Olympia und Artemisia, als ächte Samaritanerinnen, den ohne Arme geborenen Menschen Martin Mehlschnabel nach Hause begleiteten.

Peter Daum schritt mürrisch und schweigend neben seinem Nachbar, dem Bauer Dosel, her.

Er hatte Friedhof-Gedanken gehabt den ganzen Abend hindurch, das heißt, er hatte eine tiefe Sehnsucht empfunden nach seiner stillen Einsamkeit unter seinen Grabhügeln und Särgen, nach seiner ruhigen, friedlichen Stube, und nach Frau Elisabeth mit ihrer warmen Suppe, welche ihm jetzt köstlicher dünkte als alle Leckereien, die man ihm heute Abend vorgesetzt.

Die vielen Menschen waren ihm zuwider, er hatte Vieles nicht verstanden, was sie gesprochen, Anderes erschien ihm unziemlich, und er schämte sich jetzt beinahe, den Abend mit diesen Leuten zugebracht zu haben.

Ein anständiger Todtengräber mit solchem Vagabunden-Gesindel! Wenn das Frau Elisabeth erfahren würde!

Auch sein Begleiter sprach nicht, und ihm schien ebenfalls etwas die gute Laune verdorben zu haben, trotz dem, daß er ziemlich viel geistige Getränke zu sich genommen hatte und vorher, noch in der Gesellschaft der Künstler, ziemlich heiter gewesen war.

Aber es begann ihn jetzt erst eigentlich zu ärgern, daß die beiden Schwestern, welche die Messen besuchten, um Beschäftigung zu finden, sich so auffällig von ihm zurückgezogen hatten, und der Grund, warum dies geschehen war, und welchen er zum Theil errieth, fiel ihm schwer auf's Herz.

Seine Baarschaft war bedeutend geschmolzen, das machte sein Herz krank, und obgleich er weit entfernt war, sentimentale Betrachtungen anzustellen über die Flatterhaftigkeit der reizenden Olympia, so verdroß es ihn doch ungemein und verletzte seine Eitelkeit, daß sie jenen armlosen Krüppel ihm vorgezogen hatte.

Ferner machte er sich Vorwürfe, daß er noch nicht einmal bei Quästorius gewesen. Er war in Schenken, Schaubuden und öffentlichen Plätzen umhergezogen, und hatte flott gelebt, an's eigent=

liche Geschäft aber nicht gedacht, oder war dies geschehen, so hatte er es sich rasch wieder aus dem Sinn geschlagen.

Auch die Hoffnung ließ ihn im Stiche, daß eine große Anzahl an Erbinteressenten die Kosten verringern würden. Die Dosel, welche sich jetzt schon eingefunden und welche er kennen gelernt hatte, bildeten einen artigen Haufen, aber Quästorius nahm jedem Einzelnen seine Vorschüsse ab, hielt seine Conferenzen mit den Erblustigen nur unter vier Augen, und erklärte, daß ein gemeinschaftliches Handeln in dieser Angelegenheit durchaus unstatthaft sei.

Nachdem sie ihre Herberge bald erreicht hatten, sagte der Todtengräber in mürrischem und unfreundlichem Tone:

„Gevatter, morgen gehe ich zum Advocaten. Wollt Ihr nicht, so laßt's bleiben, aber ich für meinen Theil habe das liederliche Leben satt. Wir sind jetzt bald vierzehn Tage hier, unser Geld geht auf die Neige, und wenn's alle ist, was dann? Was wollen wir denn unseren Weibern sagen? Also morgen zum Quästorius, und dann, kann's sein, noch in derselben Stunde fort nach Hause."

Der Bauer ließ den Kopf hängen.

„Ich gehe mit," sagte er kleinlaut, „brummt nur nicht," und er beschloß auch wirklich, Peter Daum zum Advocaten zu begleiten, aber nachher mit nach Hause zu gehen, kam ihm nicht in den Sinn. Ging der Todtengräber, je nun, er konnte ihn nicht halten, und war er auch auf der einen Seite an dessen Gesellschaft gewöhnt, so fielen auch seine, in der letzten Zeit stets häufiger werdenden Ermahnungen ihm ziemlich beschwerlich. War jener fort, so war er sein eigener Herr.

Daß Peter Daum ihn bei seiner Frau verrathen werde, fürchtete er nicht. Der Todtengräber kam fast nie hinüber in's Dorf, und dann — die Männer halten, in solchen Dingen, fast immer zusammen, das wußte der Bauer wohl, wußte er gleichwohl vorläufig noch nicht, woher er Geld bekommen sollte, um seine lustigen Tage in der Stadt zu verlängern.

Aber kommt Zeit, kommt Rath.

Als Beide endlich in ihre Stube gekommen waren, bemerkten sie erst, daß Johann, der Leinweber, fehlte.

Er war, wie wir wissen, mit zum Dosel'schen Familienpunsche geladen worden, und hatte sich, wie voraus zu sehen, schon in der ersten halben Stunde gänzlich betrunken. Dann hatten sie ihn

aus dem Gesichte verloren, und ohne Zweifel lag er zur Zeit schnarchend in irgend einem Winkel. Beide hatten nicht die mindeste Sorge um ihn. Schon öfter war er verloren gegangen, fand sich aber jedesmal stets von selbst wieder ein, und da Beide zusammen die Kosten seiner Unterhaltung tragen mußten, so wären sie über sein gänzliches Verschwinden kaum besonders unwillig gewesen. Aber sie wurden ihn nicht los. Als sie indessen am andern Morgen aufbrachen, um sich zu Quästorius zu begeben, und Johann noch nicht erschienen war, begannen Beide Hoffnung zu schöpfen, obgleich sie sich gegenseitig nicht darüber aussprachen. —

Der Rechtsgelehrte Quästorius bewohnte ein großes, modern und fast glänzend eingerichtetes Haus, und nachdem die beiden Clienten dem reich gekleideten Portier tiefe Bücklinge gemacht, ihre Namen genannt, und mit großer Höflichkeit eingelassen worden waren, blieben sie einige Zeit gaffend und staunend stehen, um den nie gesehenen Glanz zu bewundern. Dann stiegen sie die mit Teppichen belegte Treppe aufwärts, sorgsam den geringen, von den Teppichen nicht bedeckten Raum der Staffeln benutzend, um jene nicht zu beschmutzen, und nachdem sie, oben angelangt, längere Zeit

vergeblich an eine Thür gepocht hatten, traten sie endlich ohne Weiteres ein.

Sie fanden die Stube leer, aber während sie sich flüsternd beriethen, was nun weiter zu thun sei, trat ein Diener ein, der nach ihrem Begehr fragte.

Der Name Dosel war sonder Zweifel längere Zeit schon die Parole des Hauses, denn kaum hatte er diesen erfahren, so ersuchte er Beide äußerst artig, Platz zu nehmen, ging sie zu melden, und nach kurzer Zeit öffnete er weit die Thür des anstoßenden Gemaches, und ersuchte den „jüngern Herrn," den Bauer Dosel, mit einer Verbeugung, einzutreten.

Dieser erwiederte die Verbeugung, blieb aber jetzt auf der Schwelle überrascht und unschlüssig stehen.

Das war keine Schreibstube eines Advocaten, wie sie wohl jeder Bauer kennt, man sah keine Actenschränke, keine Tische von unscheinbarem Fichtenholze, bedeckt mit Schriftstücken und grau eingebundenen landesherrlichen Verordnungen, Wochen-, Intelligenz- und Regierungsblättern, und vor diesen Tischen keine Subjecte mit alten, häufig engen und verwachsenen Röcken und mächtigen Schreibärmeln von grauer Steifleinwand,

und man hörte nicht das Kratzen der Federn auf dem groben Kanzleipapier.

Das Einzige, was man hörte, war das behagliche Knistern eines Feuers in einem Marmorkamin, und was man sah, waren Möbeln im Geschmacke der Zeit des ersten Napoleon, halb griechisch, halb römisch, reich vergoldet und eben so reichlich verziert mit Seide und goldenen Quasten.

Die glänzenden Wände dieses Zimmers waren durch breite Goldleisten in Felder eingetheilt, deren Mitte stets ein Gemälde schmückte, und von der Decke hing ein Kronleuchter von Krystall, funkelnd und blitzend, die Strahlen des Kaminfeuers und das Licht des Tages tausendfach brechend.

In einer Nische endlich, in einer Ecke des Gemachs und einige Fuß hoch über dem Boden, stand Jemand, den der jetzt an der Schwelle Zögernde für Herrn Quästorius hielt, und eben im Begriff stand, denselben zu begrüßen, obgleich ihm das Aussehen desselben einigermaßen sonderbar vorkam.

Er bemerkte indessen noch zu rechter Zeit, daß er eine lebensgroße Büste von röthlich-gelbem Thon vor sich hatte, eine weibliche Figur vorstellend, die einigermaßen zwar, jedoch außerordentlich unzureichend bekleidet war, und wahrscheinlich in

Folge dieser idealen Tracht fror, und an einem Kohlenbecken sich die Hände wärmte.

Aeltere Leute erinnern sich sicher noch dieser, zu jener Zeit so allgemein verbreiteten und beliebten Darstellung, und auch dem Bauer Dosel gefiel sie außerordentlich, sowohl des naturgetreuen Farbentons, als der Formen halber.

„Sappermentisch natürlich," sagte er halblaut, und wäre gern näher getreten, hätte er nur gewußt wie, und auf was.

Aber es war kein Fußboden vorhanden, sondern an dessen Stelle befand sich ein Haufwerk von riesigen Tulpen, tellergroßen Rosen, Trauben aus dem Lande Canaan, und noch eine Unzahl von Früchten und Blumen, die er nicht kannte, deren prachtvolle Farben er aber bewunderte, während ihm zugleich vollkommen klar war, daß diese reizenden Gemälde nicht bestimmt seien, darauf umherzulaufen.

Der Diener, welcher bisher hinter ihm gestanden und auf sein Eintreten gewartet hatte, schob ihn jetzt mit sanfter Gewalt in den glänzenden Raum, und schloß die Thür hinter ihm, und unser Freund stand jetzt auf einem Veilchen von kolossalen Dimensionen, überlegend, was nun weiter zu thun sei.

„Treten Sie näher, lieber Freund!“ sagte jetzt eine sanfte, wohlwollende Stimme, und der Bauer Dosel sah nun in der That den wirklichen ächten Quästorius, wie wir denselben schon früher schilderten, mit lieblichem, wohlhäbigem, angenehm röthlich gefärbtem und glatt rasirtem Gesicht, mit gepudertem Lockenkopf, grauem Frack, grauen Beinkleidern, grauen Gamaschen und einem blitzenden Diamanten auf dem zierlich gefalteten Jabot.

Der würdige Rechtsgelehrte hatte auf einem Divan Platz genommen in der Nähe eines, mit dichtem rothseidenen Vorhange versehenen .Fensters, und hatte, von dem dort herrschenden Halbdunkel aus, Gelegenheit, die Eintretenden einige Augenblicke mustern zu können, ohne, von Vielen derselben wenigstens, sogleich bemerkt zu werden.

Er wiederholte jetzt seine frühere Aufforderung, und nun strich sich der Bauer Dosel mit der linken Hand die Haare des Hinterhauptes, während er mit der Rechten fragend auf den prachtvollen Teppich zeigte.

„Freilich, freilich, lieber Freund,“ sagte Quästorius freundlich lächelnd, „nur ungenirt!“

Und jetzt schritt der Client wirklich vorwärts, blieb jedoch, nach einigen Schritten hinter sich blickend, stehen, um zu sehen, welche Verwüstung

seine schweren, mit Nägeln beschlagenen Stiefeln angerichtet hätten.

Der reiche und fast zolldicke Teppich glänzte und funkelte wie vorher, keine Spur seines Trittes war zu sehen, und jetzt ging er muthig vorwärts, und traf mit Quästorius zusammen, der mittlerweile aufgestanden war, die rauhe Hand des Landmanns mit seiner reich beringten faßte und kräftig schüttelte.

„Keine Vorurtheile unter Männern,“ sagte er

Und wirklich hatten beide Männer, jeder nach seiner Art, eine gewisse Anzahl von Vorurtheilen abgelegt, welche ihnen eben hinderlich oder unbequem waren.

Etwa nach einer halben Stunde erschienen Quästorius und der Bauer Dosel wieder an der Schwelle des Wartezimmers, in welchem Peter Daum bisher wartend und grübelnd Platz genommen hatte, und der Rechtsgelehrte, welcher diesmal auf seine Beobachtung von der dunklen Ecke aus verzichtete, nahm den Todtengräber, welchen er „alter Freund“ nannte, an der Hand und führte ihn, in eigener Person, in sein Heiligthum.

Als sich die Thür geräuschlos hinter ihnen geschlossen hatte, näherte sich der Zurückgebliebene derselben, und bog horchend den Kopf vorwärts.

Quästorius hatte ihm streng eingeschärft, Niemand eine Silbe von ihrem Gespräche mitzutheilen, und da er nicht mit Unrecht schloß, daß an den Todtengräber dieselbe Aufforderung ergehen werde, so war er begierig, auf diesem Wege wenigstens Einiges von den innen gepflogenen Unterhandlungen zu erfahren.

Aber er konnte nichts erlauschen.

Die Thüren in diesem Hause bewegten sich ohne das mindeste Geräusch in ihren wohlgeölten Angeln, und schlossen zugleich so trefflich in ihren Fugen, daß nicht ein Laut zu dem Horchenden drang, und als endlich Beide wieder heraustraten, hatte er eben noch Zeit zurückzutreten, um nicht als Horcher ertappt zu werden.

„Adieu, meine Freunde," hatte Quästorius gesagt, als er jetzt Beide mit einer freundlichen Handbewegung entließ, „adieu! Beherzigen Sie, was ich Ihnen sagte, und ich hoffe, wir sehen uns fröhlich wieder."

Er betonte das Wort fröhlich; aber jetzt fiel sein Blick zwischen Beiden hindurch gegen die jenseitige Thür des Wartezimmers.

„Wer ist der junge Herr?" fragte er, und als sich Peter Daum umsah, erblickte er zu seinem Aerger, ja fast mit Erschrecken, den Leinweber, der

seit längerer oder kürzerer Zeit eingetreten sein mochte, und jetzt trippelnd, einfältig lächelnd und an den Nägeln kauend dort stand.

Hatte er instinctartig, wie es schon mehrmals den Anschein hatte, ihre Spur gefunden, oder hatte er, auf der Straße strünend, sie in der Ferne erblickt und war ihnen gefolgt, das blieb sich gleich, er war eben einmal da.

Da er aber auf wiederholte Fragen keine Antwort gab, und Quästorius an dem Benehmen seiner beiden Clienten bemerken konnte, daß der neue Ankömmling denselben nicht fremd sein mochte, so wendete er sich jetzt gegen diese mit derselben Frage

Der Bauer Dosel schwieg verstockt, er schien seine Ansicht bezüglich des Vortheils, der aus einer großen Menge von Erbinteressenten entspränge, bedeutend geändert zu haben.

Peter Daum aber sagte endlich zögernd und offenbar in einiger Verlegenheit:

„Es ist ein armer Blödsinniger, der uns allenthalben nachläuft.“

Quästorius fixirte einige Augenblicke den Todtengräber, dann schritt er plötzlich, wie es seine Art war, leise und geräuschlos auf Johann

zu, sah denselben einige Augenblicke scharf an, und sagte hierauf mit fast strengem Tone:

„Wer sind Sie und wie heißen Sie?“

Johann trippelte heftig, aber das Auge des Fragenden schien ihn frappirt zu haben.

„Ich bin ein Simpel und ein Leinweber, und heiße Johann Dosel,“ sagte er dann.

„Ei, ei!“ rief der Rechtsgelehrte, wie es schien, mehr erfreut als überrascht.

Dann betrachtete er einige Secunden den Blödsinnigen, faßte ihn hierauf unter den Arm, und führte ihn, trotz seines Sträubens, nach dem glänzenden Zimmer, welches die Anderen vor Kurzem verlassen hatten.

Ohne seinen Fund loszulassen, winkte er Jenen mit der ihm frei gebliebenen Hand:

„Adieu, adieu! guten Morgen!“ Dann trat er mit Johann ein, und der Bauer Dosel und Peter Daum wußten nichts Besseres zu thun, als ebenfalls zu gehen.

Mürrisch, und ohne daß Einer mit dem Andern eine Silbe gesprochen hätte, schritten Beide die Treppe hinab, und eine kurze Strecke vom Hause entfernt trennten sie sich unter einem nichtigen Vorwande.

Was der Advocat Quästorius Beiden gesagt,

oder besser, wie er Beide behandelt hatte, ist mit wenigen Worten angedeutet, und es blieb sich bei allen Doseln, welche ihn um Rath fragten, dieses Verfahren auch beinahe vollständig gleich, natürlich zweckmäßig eingekleidet, je nach dem Bildungsgrade des Betreffenden.

Vor Allem gab er sich den Anschein, als sei ihm ein großer Theil der Verhältnisse seiner Clienten bereits bekannt, was theilweise bei einigen derselben vielleicht auch der Fall sein konnte.

Er hörte, zustimmend und mit dem Haupte nickend, ihre Berichte an, ließ sich dann den Taufnamen irgend eines Familiengliedes, eine Jahreszahl oder ein Datum wiederholen, und trug dann in ein Notizbuch eine Bemerkung ein:

„Hier lag ein Irrthum vor,“ sagte er alsdann, oder:

„Ich hatte also doch recht!“

Bei scheinbar ganz unwichtigen Notizen rief er plötzlich:

„Halt! dies ist von großem Belang,“ während er bei Dingen, auf welche der Client großen Werth zu legen schien, überlegen lächelnd sagte:

„Weiter, weiter! dies wissen wir schon.“

Dann kamen, war die Beichte des Clienten beendigt, die Darstellungen der Aussichten und

Hoffnungen, je nachdem, in treuherzigen, in feineren und vorsichtig gesetzten, in gelehrten, ja selbst in einigen Fällen in poetischen, stets aber in auf Schrauben gestellten Worten.

„Da können wir einen schönen Haufen Geld bekommen, — wenn es uns gelingt, Eurer alten Schwieger den Mund zu stopfen," oder:

„Wir wären zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, wenn Dero hochverehrte Frau Schwiegermutter zu bestimmen wäre — —"

Was den Hauptpunkt, „den Vorschuß" betraf, so lächelte Quästorius gewöhnlich schmerzlich, wenn er dazu kam, denselben in Angriff zu nehmen.

„Gott ist mein Zeuge," sagte er dann vielleicht, „daß ich mein halbes Vermögen mit Freuden hingeben wollte, hätte ich diese Angelegenheit nicht aufgenommen!" oder:

„Welch ein Thor war ich, mein eigenes Vermögen zu opfern und fast alle meine übrigen Geschäfte aufzugeben, um anderen Leuten zu ihrem Gelde zu verhelfen!"

Dann kamen die Aufzählungen seiner Ausgaben. Er ließ durchblicken, daß leider nicht alle Welt sei wie er und sein Client, ehrlich, aufopfernd, begeistert für das Wohl seiner Mitbürger, beinahe bis zum Exceß.

Er hatte schon bedeutende Geldopfer bringen müssen, um gewisse Leute, angesehene Leute („dies streng unter uns!") in verschiedenen Städten Spaniens, in Peru, ja selbst in Deutschland!! günstig zu stimmen.

In manchen Fällen schämte sich fast der Client, eine so geringe Summe aufgezählt zu haben, während Quästorius mit einem schmerzlichen Zuge um den Mund das Geld in eine mit Tuch ausgefütterte Kasse warf, welche er achselzuckend hierauf verschloß.

Er wußte durch Beobachtung an Anderen, wie sentimentale Gemüther in heftige Aufregung gerathen, wenn polternd die ersten Erdschollen auf den Sarg eines lieben Todten geworfen werden. Eine schmerzliche, gewaltsame und rauhe Mahnung des ewigen Abschieds.

Konnte im Herzen eines Clienten nicht Aehnliches vorgehen, wenn seine Thaler klappernd und lärmend auf Holz oder Eisen fielen?

Darum die Tuchfütterung, und nebenbei vermied er sorgsam alles unnöthige Geräusch. Das Klappern, welches zum Handwerk gehörte, war kein unnöthiges.

Zum Schluß legte der Rechtsgelehrte die Hand auf seine Brieftasche:

„Dies sind meine Acten," sagte er, „und dies," auf seine Stirn zeigend, „ist mein Archiv. Schreibern darf man solche Dinge nur im höchsten Nothfalle mittheilen. Seien auch Sie vorsichtig, verschließen auch Sie in Ihrem Busen Alles, was wir hier verhandeln, gegen Jedermann!"

Die unvorsichtige Aeußerung eines Bruders, eines Freundes, einer Gattin, einer — Freundin kann alle unsere Aussichten zerstören!"

Was Taufscheine, Stammbäume und ähnliche Papiere betraf, so liebte Quästorius, dieselben einige Tage bei sich zu behalten, „um sie sorgfältig prüfen und mit den bereits in seinem Besitz befindlichen Schriftstücken vergleichen zu können."

Beim Abholen derselben kam fast immer die aus zarten Rücksichten mit Tuch gefütterte Kasse auf's Neue in Thätigkeit.

Auch die Papiere des Bauern Dosel und des Todtengräbers hatte er behalten, und nachdem sich Beide getrennt, schritt der Letzte mürrisch und sorgenvoll in seine Herberge zurück.

„Der liederliche Bauer," dachte er, „läuft ohne Zweifel nach Hause, und preßt seiner geizigen Alten noch einige Thaler ab, um hier sein nichts=

nutziges Leben nachher noch einige Zeit fortsetzen zu können. Ich will es anders machen!"

Er hatte jetzt seine ganze Baarschaft auf dem bekannten geräuschlosen Wege verschwinden sehen. Aber die Hoffnungen, welche er dafür eingetauscht, waren tief in sein Herz gedrungen, und das Wohlleben in der Stadt, hatte er es auch bis jetzt nur höchst mäßig genossen, hatte, ohne daß er sich dessen bestimmt bewußt war, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. So konnte er es vielleicht auch haben! Er beschloß, nichts zu versäumen und kein Opfer zu scheuen.

Seine wenigen Ersparnisse hatte er in seinem heimathlichen Städtchen angelegt. Er schrieb jetzt an Frau Elisabeth, jene rasch zu Geld zu machen und dieses ihm zu senden.

Jeden Gulden, welchen er auf das von Quästorius gepflügte Erb- und Rechtsfeld säete, konnte hundert-, ja tausendfältige Früchte tragen.

Sich selbst beschloß er, bis jene Sendung anlangen würde, auf halbe Kost zu setzen.

„Wenn der verwünschte Simpel wieder gelaufen kommt," sagte er, „kriegt er Brod und Wasser, weiter nichts."

Aber der Leinweber erschien an diesem und auch an den folgenden Tagen nicht wieder, als aber

Peter Daum am andern Nachmittag fast hungrig von wegen der halben Kost durch die Straßen der Stadt ging, begegnete er zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen einem offenen Wagen, in welchem sich der Bauer Dosel, der Kunstreiter Fritz Tosel nebst Olympia und Artemisia befanden.

Der Erstere schwenkte, als er des Todtengräbers ansichtig wurde, mit einem ländlichen Jubelrufe seinen Hut, und lud seinen Nachbar und Gevatter ein, mitzufahren, auf einige Worte Olympia's aber fuhr der Kutscher, der bereits angehalten hatte, wieder weiter.

Der Todtengräber blickte erstarrt dem davonrollenden Wagen nach.

Sollte der Bauer vielleicht gar von Quästorius schon einen Theil der Erbschaft erhalten haben?

Freilich verwarf er diesen Verdacht bald wieder. In Wirklichkeit aber hatte ein Sohn Israels, welchem die Verhältnisse des Bauers bekannt waren, diesem eine nicht unbedeutende Summe vorgestreckt, zu welchen Zinsen, ist uns unbekannt, sicher wissen wir indessen, daß die Neigung zu dem Landmann mit krampfhafter Heftigkeit in die Busen Artemisia's und Olympia's zurückgekehrt war, und daß Beide nicht undeutlich zu erkennen ga=

ben, wie sie gesonnen seien, aus Liebe ihre Erbansprüche auf ihren gemeinschaftlichen Freund zu übertragen. — —

Das Haus des Bankier Simson Adler*) war in der That mehr ein Palast als ein Haus.

Wenn seine so wie er schon ziemlich bejahrte Gattin an seinem Arme durch die glänzend und prachtvoll ausgestatteten Räume schritt, pflegte sie schmeichelnd zu sagen:

„Du bist ein Simson, denn Du bist der Stärkste von Allen! Du bist ein Adler, denn Du schwebst hoch in den Lüften über dem andern Gethier, über Bär, Löb, Wolf, Hirsch, Lämmlein, Amsel, Strauß, und wie sie alle heißen mit ihren Namen!"

Und obgleich das wie Scherz klingt, so wollen wir dennoch nicht scherzen, noch weniger aber spotten über die wackere alte Frau, die brav war, treu und anhänglich, wie fast alle Judenfrauen, an ihren Mann.

Und zudem war es wahr, was sie sagte. Er war stark, sehr stark, und stärker als alle Anderen, denn er war der reichste, und geschwebt hatte

*) Warum dieser Name, da doch offenbar die Verhältnisse nicht passen? Je nun, meine Lieben, eben deshalb, und dann der Erinnerung halber. Alte Liebe rostet nicht.

er auch wie ein Adler über den Schlachtfeldern, wenn gleich nur bildlich, als Lieferant in früherer Zeit, und von dieser stammte sein Reichthum. Sei es nun, daß er schlechte Qualität und kleine Quantitäten gegeben hatte und deshalb reich geworden, sei es, daß er über alle Maßen ehrlich gewesen, und daß die Vorsehung, der Rarität halber, ihn deshalb mit Glücksgütern gesegnet hatte, dies sind Dinge, welche uns nicht kümmern.

Wir wollen von dem alten Lieferanten nur sagen, daß er zwar stolz war auf sein erworbenes Geld, daß er aber keinen schlimmen Gebrauch machte von demselben, den Armen gab, auch ohne circulirende Listen, den Handwerksleuten und Arbeitern nichts abzog von ihrem verdienten Lohne, und nicht knauserte um einen Pfennig.

Gab er Bälle und Festlichkeiten, so waren diese freilich reich und prachtvoll, aber die Gränze des Allzuprachtvollen wurde höchstens berührt, nicht überschritten.

Beabsichtigen wir vielleicht ein kleines Anlehen zu machen beim alten Simson Adler, weil wir ihn also loben?

Nein, schon deshalb nicht, weil er sammt seiner Rebekka längst ruht im Schooße Abraham's, aber wir wollen deshalb doch von der alten Jü=

din eine kleine Anekdote erzählen, und uns dann in eine glänzende Abendgesellschaft in ihrem Hause begeben.

„Rebekche,“ fragte sie der alte Simson vor dem Balle in stark jüdischem Dialekt, den er sich nie ganz abgewöhnen konnte, „Rebekche, warum hast Du heute nicht angethan den neuen Schmuck mit die große Steinche?“

Und sie erwiederte:

„Simson Lieb! Haben alle Weiber a Männche wie ich? Die, die und die haben die vorige Woche die Augen nicht fortgebracht von meine große Steinche. Sollen sie blind werden heute Abend? Es sind doch unsere Gäst'!“

Bravo, alte Rebekka! Und nun zur Abendgesellschaft, welche etwa acht Wochen später stattfand, nachdem der Bauer Dosel und der Todtengräber ihren ersten Besuch bei Quästorius abgestattet hatten.

Es war der Zeitpunkt eingetreten, in welchem in reiche Livrée gekleidete Diener mit fabelhafter Gewandtheit sich durch die Gäste winden und den Thee serviren, welche Gewandtheit nur von der Fertigkeit übertroffen wird, mit welcher mehrere junge Leute zehn bis zwölf Stück Backwerk ergreifen, und diese, sammt der gefüllten Tasse in der Linken,

festzuhalten wissen, ohne ein Tröpfchen zu verschütten oder ein Krümchen unverschlungen zu lassen.

Es ist dies der Zeitpunkt, in welchem nur noch sehr wenige Gäste erscheinen, Autoritäten entweder, denen man ehrerbietig eine Gasse bildet, damit sie bis zur Hausfrau gelangen können, oder unbedeutende Persönlichkeiten, welche sich bescheiden hindurchwinden, um dasselbe Ziel zu erreichen. Aber beide sind eigentlich nicht mehr erwartet, die Autorität hält man durch ein plötzlich eingetretenes wichtiges Ereigniß verhindert, an die unbedeutende Persönlichkeit hat man gar nicht gedacht.

Heute aber wartete alle Welt mit großer Spannung auf das Erscheinen noch eines Gastes, von dem man fast mit Sicherheit wußte, daß er kommen werde.

„Also heute führt er den interessanten jungen Mann wirklich zum ersten Male öffentlich ein?" sagte eine alte Dame.

„Zuverlässig," erwiederte eine andere, „man sagt zwar, daß er Winke von oben erhalten habe, allen Eclat zu vermeiden, aber unser Quästorius ist nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen."

„Also wieder ein Opfer der Politik, der Will-

für," rief eine dritte, ein Fräulein, welches, nachdem es durchaus nicht mehr möglich war, im Flügelkleide zu wandeln, sich auf den Tyrannenhaß geworfen hatte, ein zu jener Zeit noch nicht ganz gewöhnlich gewordener Artikel.

„Vielleicht auch der Geldgier und der Habsucht!" warf eine adelige Dame ein, im Begriff, den Kampf mit der Tyrannenfeindin zu beginnen.

Aber in diesem Augenblicke wurden die Thüren geöffnet, und Quästorius trat ein, begleitet von Johann Dosel, dem Leinweber, der, gewaschen, frisirt und höchst elegant gekleidet, neben seinem Mäcen, und gleichen Schritt mit demselben haltend, einherschritt und, bei der Hausfrau angelangt, derselben eine tiefe, fast vollkommen regelrechte Verbeugung machte.

Dann blieb er in etwas gebückter Haltung ruhig stehen und blickte geradeaus vor sich hin.

Und jetzt, nach den ersten üblichen Formeln, dankte Quästorius im Namen der Menschlichkeit dem Bankier und seiner Gattin für die Erlaubniß, seinen Schützling eben in seinem Salon zum ersten Male in die Welt führen zu dürfen, fügte aber hinzu, daß er für heute diese Gunst nur kurze Zeit benutzen dürfe, da er für das Nervensystem des jungen Mannes fürchte, der jetzt schon durch

die ungewöhnten Eindrücke bedeutend angegriffen erscheine.

Wirklich zuckte Johannes, wie man ihn jetzt nannte, momentan zusammen, als ihn Quästorius unter den Arm faßte und ihn hierauf zwischen den Gruppen der übrigen Gäste hindurch eine kurze Zeit lang in den glänzenden Räumen umherführte.

Als man ihm Thee und Backwerk anbot, wandte er sich hastig und fast mit Abscheu ab, und ein Gespräch konnte Niemand mit ihm beginnen, da Quästorius nirgends Stand hielt, und nachdem er einigemal die Runde gemacht, den Salon verließ, um seinen Schützling zum Wagen zu bringen, wo er ihn den Händen seines vertrauten Dieners übergab, um hierauf wieder in die Gesellschaft zurückzukehren.

Dort herrschte allgemeine Verwunderung, und verschiedene Ansichten machten sich geltend, ehe der edle Beschützer des Opfers wiederkehrte. Darin aber war man einig, daß man sich das Phänomen anders vorgestellt hatte.

Interessant fand ihn eigentlich Niemand so recht. Bei den letzten Gängen durch den Saal war seine Haltung sichtlich gebückt, auch kam bisweilen seine Zunge zwischen den Lippen zum Vorschein,

welche aber plötzlich wieder verschwand, während er sich zugleich rasch aufrichtete.

Quästorius' baldiges Zurückkehren in den Salon machte übrigens den Urtheilen über Johannes ein Ende, und er selbst gab jetzt Aufschlüsse und Erörterungen.

Durch die Hand eines unschuldigen Landmanns hatte Gott ihm den Unglücklichen zugesendet.

Am Anfange nur aufmerksam gemacht durch dessen Namen, hatte Quästorius den jungen Mann bei sich behalten, um vielleicht Aufschlüsse erhalten zu können über die große und weitverzweigte Familie, deren Dienst er sich vollständig gewidmet hatte. Bald aber begann er ein Gewebe von Abscheulichkeiten und Verbrechen zu ahnen, welche selbst ihm, dem Manne, der in so manchen Abgrund der Lasterhaftigkeit blicken mußte, den tiefsten Abscheu einflößten.

Höchst wahrscheinlich einer reichen und angesehenen Familie angehörend, hatte der Jüngling in früher Jugend eine seinem Stande angemessene Erziehung genossen, deren Spuren, wenn auch spärlich, sich in seinem Aeußern doch nicht verkennen ließen.

Dann aber schien man plötzlich gewaltsam eingegriffen zu haben in sein Leben, und es war ge-

lungen, seine Verstandeskräfte zu verwirren, wenn gleich Quästorius bis jetzt noch nicht zu ermitteln im Stande war, durch welche grauenhafte und verbrecherische Mittel, und in welcher Gegend des Landes man ihn gefangen gehalten und gepeinigt hatte.

In einem Irrenhause fand sich wieder die erste Spur von ihm; er entfloh aus demselben, und dieselbe verbrecherische, aber unsichtbare Hand, welche schon früher den Unglücklichen zu Boden gedrückt, schien ihn jetzt gänzlich verderben zu wollen, indem seine Flucht mit einem gemeinen Verbrechen in Verbindung gesetzt wurde, welches ihn in den Kerker geliefert haben würde, gelang es nicht, ihn wieder in die Zwangsjacke zu stecken.

Der Rechtsgelehrte hatte durch liebevolle und gütige Behandlung von dem gänzlich verschüchterten Jünglinge den Namen des Directors jener Anstalt erfahren, sich mit diesem in's Vernehmen gesetzt, und war entschlossen, den Unglücklichen bei sich zu behalten, bis er so weit hergestellt sein würde, um ihn der Welt wiedergeben zu können, unter allen Verhältnissen aber seine Rechte zu wahren.

„Mein Gott, das ist ja gräßlich," sagte ein junger, außerordentlich unbefangener Mann; „aber wo leben denn seine Eltern, oder die angesehene

Familie, welcher er angehört, und heißt er denn wirklich Dosel?"

Quästorius überblickte einige Augenblicke wie forschend die ihn Umstehenden, dann sagte er:

„Es wäre vielleicht nicht gut für den Armen, wenn man diesen Verhältnissen allzu schonungslos nachforschen wollte. Wer ihn bis jetzt so beharrlich verfolgte, scheut ohne Zweifel auch die äußersten Mittel nicht, unliebe Nachforschung gewaltsam abzuschneiden, und mein armer Johannes ist mir zu lieb geworden, um ihn der mörderischen Faust eines Banditen auszusetzen; aber," setzte er in strengem Tone hinzu, „seine Ansprüche auf die Erbschaft werde ich dennoch verfolgen, und das zwar vorläufig auf den Grund der Papiere hin, welche ich aus dem Irrenhause erhalten habe, und nach welchen er der Sohn armer Eltern ist."

„Und sind seine Ansprüche begründet?" fragte ein alter Herr.

„Ja!" versetzte Quästorius kurz.

Die Actien des Johann Dosel begannen zu steigen.

„Wie ist er denn im Hause?" fragte ein Fräulein, welches naiv und unternehmend zugleich war. „Hier war er eingeschüchtert und sprach fast gar nicht. Aber ich stelle mir ihn im Familienkreise recht lieb vor."

„Außerordentlich lieb,“ sagte Quästorius. „Sie können gar nicht glauben, wie sehr. Er zeichnet, er musicirt, ja er macht sogar Gedichte, — aber Alles nur fragmentarisch, dann und wann. Hoffen wir, daß er seine Gesundheit wieder erlangt, dann werden wir Wunderdinge erleben!“

„Was giebt denn der Arzt für Hoffnung?“ fragte ein Herr, „der Doctor Fischer ist doch noch Ihr Hausarzt?“

„Leider nein,“ erwiederte Quästorius. „Mein Schützling hatte eine magnetische Abneigung gegen seine Atmosphäre, und ich war genöthigt, Herrn Belzer zu nehmen.“

„Wie? den Magnetiseur!“

„Denselben,“ sagte Quästorius. Aber das Gespräch wurde unterbrochen, da der Tanz begann und die älteren Herren sich zurückzogen oder zum Spiele niedersetzten.

Als nach Beendigung der Soirée sich der Bankier mit seiner Gemahlin in sein Schlafgemach zurückgezogen hatte, fragte die Letzte: „Simson! was haltste von Doctor Quästorius und sein jungen Mann?“

„Nichts halt' ich davon,“ erwiederte der Bankier; „aber als der Doctor will ein Credit auf so und so viel, kann er'n haben.“

6.

Die Parforce-Jagd.

Noch immer können wir entkommen,
Wenn bei den Haaren die Gelegenheit wir fassen.
Shelley.

Wir sehen einen Reiter, der in rasender Carrière dahinfliegt.

Der Weg, den er verfolgt, ist im Augenblicke, wo wir den Mann, der offenbar die größte Eile hat, hier zum ersten Male erblicken, so ziemlich ein ähnlicher, wie wir weiter oben einen solchen geschildert haben.

Eine ziemlich breite Fläche, ein ebener, brauner und von der Sonne ausgetrockneter Boden, auf welchem nur hier und da die stachelige Espina Wurzel gefaßt hat, und dann und wann ein großer Stein oder ein Felsstück liegt, von welchem

Niemand weiß, wie es dorthin gekommen, das aber allmälig von den Strahlen der Sonne zerbröckelt und Erde wird, wie der Boden, auf welchem es liegt.

Diese braune, scheinbar unfruchtbare Ebene wird zu beiden Seiten gesäumt von steilen Felswänden, an welchen die Pourretia coarctata, el Carton der Chilenen, Platz gefaßt hat mit ihren vier Fuß langen, mit scharfen, gekrümmten Stacheln versehenen Blättern und mit dem zwölf bis vierzehn Fuß hohen Blüthenstengel, der mehr als tausend kleine, trefflich duftende Blüthen trägt. Ihre schwarzen und wie verkohlt aussehenden Wurzeln haben sich Bahn gebrochen in dem von der Sonne schon theilweise zerklüfteten und verwitterten Gestein, und ihr einziger Nachbar ist meist nur der Cactus chilensis, dessen purpurfarbige, oft tellergroße Blüthen gleich Feuerflammen in der Sonne leuchten.

Obgleich es noch längst nicht Mittag ist, und die Sonne noch nicht bedeutend hoch gestiegen, scheint doch der dunkle Boden zu glühen und ebenfalls Feuerstrahlen zu versenden, so wie über ihm das leuchtende Gestirn des Tages, und dabei kühlt kein Lüftchen die brennende Atmosphäre, denn die Stunde des Windes ist noch nicht gekommen, des

Windes, der in Chile mit einer fabelhaften Pünktlichkeit täglich zu gewissen Zeiten erscheint.

Trotz der mächtigen Eile, welche offenbar der oben erwähnte Reiter zu haben schien, hielt er jetzt doch einen Augenblick an, entweder um sich umzusehen, oder um zu verschnaufen.

Seine Brust hob sich mit keuchenden Athemzügen, und seine Glieder schienen zu zittern aus Anstrengung, vielleicht auch aus Aufregung; und war der Mann gleichwohl ein tüchtiger Reiter, so war es doch offenbar kein Eingeborener des Landes.

Er konnte sein Pferd bändigen, aber er schien im Begriff, den Strahlen der Sonne zu erliegen, die ihm jetzt, wo er still hielt, noch drückender und glühender erschienen, als vorher bei der raschen Bewegung.

„Gott verdamme diesen Backofen," sagte jetzt Karl Dosel, denn es war Niemand anders als unser alter Bekannter „Doselio," Gott verdamme diesen Backofen, in welchen ich da gerathen bin, Gott verdamme die Hunde, welche mich hetzen wie ein wildes Thier, Gott verdamme dieses ganze Land mit Mensch und Vieh, und vor Allem diesen Heinrich, der an allem meinem Unglück die Schuld trägt."

Wir wissen nicht, ob Karl vollständig gerecht war, indem er dem Genannten die Schuld an der ziemlich unangenehmen Lage beimaß, in welcher er sich befand, wenn es nicht etwa der Umstand war, daß jener ihm die Feile zugesteckt hatte; aber nachdem er allenthalben scharf umhergespäht hatte, um sich zu versichern, daß seine Verfolger ihm wenigstens für den Augenblick nicht auf der Ferse wären, stieg er ab, reckte und dehnte sich, und betrachtete mit einem neidischen Blicke und fast grollend sein Pferd.

„Die Bestie steht da, als käme sie so eben aus dem Stalle," sagte er, „und ist fünf Stunden lang ununterbrochen gerannt!"

In der That war das Thier kaum warm, und athmete so leicht, als sei es etwa eine halbe Stunde im Schritt gegangen.

Es mochte ihm indessen jetzt doch beifallen, daß eben diese Ausdauer desselben das fast einzige Mittel zu seiner Rettung war, denn er pätschelte es auf den Hals und lächelte spöttisch, als er daran dachte, daß er neben den Juwelen des Sennor Camacho auch dessen bestes Pferd sich angeeignet hatte, und daß ihm dieses helfen sollte, die Schätze seines Herrn für sich in Sicherheit zu bringen.

Dann fuhr er sich mit der Hand über das Gesicht und erschrak fast, als er seine Finger betrachtete, welche eine sonderbare Färbung zeigten.

„Schwitze ich Blut?" sagte er.

Es war aber nur die Farbe, mit welcher er sein Angesicht bemalt hatte, um sich unkenntlich zu machen, und welche dem in Strömen fließenden Schweiße nicht widerstehen konnte.

Während er aber jetzt beschäftigt war, mit seinem Taschentuche sich wenigstens einigermaßen zu reinigen, hielt er plötzlich erschrocken inne, indem er rückwärts blickte. Er sah nichts; aber er warf sich nieder und drückte sein Ohr auf die Erde.

„Carajo!!"

Wie von einer Feder geschnellt sprang er empor, auf's Pferd und schoß im andern Augenblicke wie rasend dahin.

Allerdings hört auf jenem festen und von der Sonne gehärteten Boden auch der Ungeübtere auf weitere Entfernungen den Hufschlag, und obgleich seine Verfolger noch nicht sichtbar, so wußte er jetzt doch, daß sie auf seiner Fährte waren.

„Vorwärts!" Sein Thier flog in mächtigen Sätzen mit ihm dahin, und jetzt wurden einzelne Reiter sichtbar am Anfange jener Ebene und am Ende der Thalschlucht, die zu ihr führte.

Er sah sie nicht, denn er blickte sich nicht um; aber als sein Weg jetzt in eine andere, ziemlich enge Thalschlucht überging, welche auf gleiche Weise wie jene die Fläche begränzte, hatten die Reiter schon fast den Platz erreicht, auf welchem er kurz zuvor stillgehalten.

Die Schlucht fiel ziemlich steil abwärts, aber er kannte die chilenischen Pferde hinreichend, um zu wissen, daß dies kein Hinderniß, und jagte abwärts mit derselben rasenden Hast, wie vorher auf ebenem Boden.

Unten ein Waldbach. Hinüber!

Dann vor ihm eine steile Höhe. Hinauf!

Hinter ihm, in der Schlucht vor dem Waldbach, donnerten die Hufschläge seiner Verfolger. Seine Brust keuchte, denn die Sonne stieg mehr und mehr, und sendete ihre Strahlen stets senkrechter, stets glühender.

Und auch sein Gehirn glühte, und seine Zunge klebte am Gaumen.

Aber dennoch Vorwärts!

Die Juwelen auf seiner Brust, das Gold in seinen Satteltaschen!

Hinter ihm: die Banqueta, das Armesünder-Bänkchen!

Er hatte ein Lied singen hören von dieser

Banqueta im Zuchthause zu Valparaiso, dessen Weise ihm höchlich mißfiel.

Also Vorwärts, Vorwärts!

Jetzt verengte sich sein Weg mehr und mehr, und plötzlich war es ein schmaler Pfad geworden von kaum zwei Fuß Breite, links eine steile Felswand, rechts ein Abgrund.

Aber was kümmerte ihn dies! Er spornte sein Pferd, daß das Blut von dessen Weichen floß, und das Thier trug ihn ungefährdet über die gefährliche Stelle.

Es giebt Augenblicke, in denen nichts gefährlicher ist, als die Vorsicht. Er überstand sie glücklich, diese Augenblicke, wenn vielleicht auch nur mit dem Muthe, den die Verzweiflung giebt.

Jetzt aber ebnete sich allmälig der Weg, und schien sich auf dem Rücken eines Berges fortzuziehen zwischen Buschwerk und Bäumen.

Seine Verfolger hörte er nicht mehr, und er fragte sich, ob durch die ungewohnte furchtbare Anstrengung vielleicht seine Sinne stumpf gewordən wären, oder ob er wirklich wieder einen Vorsprung gewonnen? Daß sie seine Spur nicht verloren hatten, wußte er nur zu gut.

Für eine kleine Weile aber hatte er in der That einen kleinen Vorsprung gewonnen, hier oben auf

der Höhe des Berges und auf ebenem Boden, und dies dankte er seinem Pferde, welches besser war als die der ihn Verfolgenden.

Daß diese ihm vorher näher gekommen, verursachte die Abschüssigkeit des Weges und dessen übrige Schwierigkeiten, welche die Knechte des Sennor Camacho immerhin rascher und schneller zu überwinden wußten als er, trotz seiner Tollkühnheit.

Lange jagte er so dahin, oben auf der Höhe des Gebirges, zwischen stacheligem Buschwerk und dornigem Niederholze, und jetzt floß in der That Blut über sein Antlitz, da die bewehrten Aeste den Räuber aufhalten zu wollen schienen und ihn schlimm verwundeten.

Die Sonne war bereits wieder im Sinken, und der frische Wind, der jetzt über die Höhen strich, erfrischte in etwas den Flüchtigen, aber dennoch fühlte er, daß er nicht lange mehr werde aushalten können.

Auch sein Thier begann nachzulassen, er hörte dessen Keuchen und fühlte das Schlagen seiner Flanken; zugleich hörte er jetzt deutlich seine Verfolger, und wie ihm däuchte, näher und näher.

Warum dies? da sein Pferd, wie er wußte, das beste im Stalle des Sennor Camacho?

Der Grund war einfach der, daß jeder der Knechte zwei Pferde hatte, während ihm nur eins zu Gebote stand.

Bei ähnlichen Jagden, auf Menschenwild sowohl, wie auf jene des chilenischen Löwen, vielleicht auch wenn man größere Strecken überhaupt rasch zurückzulegen wünscht, führt man ein zweites Pferd mit sich, auf welches man sich wirft, wenn das erste ermüdet.

Je nach Ort, Zweck und Gelegenheit, läßt man die ermatteten Pferde ledig neben sich laufen, oder Einer der Gesellschaft nimmt sie zu sich, langsam folgend, oder mit denselben zurückkehrend. Wohl auch läßt man sie frei. Folgen sie aus freien Stücken dem Zuge, so fängt man sie später wieder ein.

Karl Dosel wußte dies nicht, aber trotzdem daß sein Blut kochte, daß sein Gehirn zu glühen und Funken aus seinen Augen zu springen schienen, wußte er doch, daß er nicht mehr lange würde aushalten können, daß er verloren sei.

Fast nur noch mechanisch stieß er seinem Pferde die scharfen Sporen in die Weichen, und schlug es unbarmherzig mit dem schweren, eisenbeschlagenen Ende des Zügels.

Da schien mit einem Male der Zufall ihm günstig werden zu wollen.

Wie das in jenen wilden und wenig cultivirten Gegenden nicht selten der Fall, änderte sich plötzlich der Charakter der Landschaft.

Der Boden fiel jetzt rasch wieder thalabwärts, und die Spuren des Weges, welche nunmehr noch vorhanden, bogen rasch um eine Ecke in ein kesselartiges Thal mit wild verworfenen Trümmern dunkeln, basaltischen Gesteins.

Karl Dosel hatte nicht die Absicht wie wir, als wir in jenes Thal gelangten, nach Olivin zu suchen in jenem schwarzen „Höllenmohr", um einen ächten und wahren, auch in Europa gültigen, Basalt zu constatiren, er kam, eben so wenig wie jenesmal wir, auf die poetische Frage, ob dort vor Zeiten wohl die Giganten Fangball gespielt zu ihrem Vergnügen mit jenen gewaltigen Massen, und als ungeschliffene Riesen sie nachher liegen gelassen, kunterbunt durcheinander und ohne sie wieder zu einem artigen basaltischen Kegelberge zu thürmen.

Aber er kam auf eine ganz andere Idee, obgleich er nie vorher, so wie heute, zu Pferde gejagt worden war.

Leute seines Gewerbes aber müssen rasch besonnen und entschlossen sein, und er war es trotz

seiner fieberhaften Aufregung und trotz seiner Ermattung.

Seine Verfolger, obgleich nicht allzu weit mehr von ihm entfernt, konnten ihn jetzt der Krümmung des Weges und der Felsen halber nicht beobachten.

Jedenfalls dauerte es wohl auch noch zehn Minuten, bis sie die Stelle erreicht haben würden, auf welcher er sich jetzt befand.

Er sprang daher vom Pferde, und nachdem er die Satteltaschen, welche das entwendete Gold enthielten, zu sich genommen hatte, riß er ein Stück der kleinen Lunte ab, deren man sich dort als Feuerzeug bedient, brannte sie an, und befestigte dieselbe hinten am Sattel, auf dem Rücken des Pferdes, dann gab er diesem einige leichte Messerstiche und ließ es laufen.

Das gepeinigte Thier stürmte, seine letzten Kräfte zusammennehmend, zwischen den Felsen davon, und war bald, verdeckt durch diese, aus seinen Augen verschwunden. Er selbst sprang seitwärts hinter den nächsten Felsen und dann stets tiefer in das Chaos von Gesteinstrümmern.

Plötzlich sah er, etwa in doppelter Manneshöhe, über sich eine Felsenspalte, und nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es ihm, dieselbe zu erreichen. Er zwängte sich hindurch, und fand innen

eine Erweiterung, welche, wenn sie auch nicht gerade eine Höhle genannt werden durfte, doch Raum genug bot, daß er sich niederlegen konnte, und gleichzeitig bemerkte er jetzt, daß zu seinem Glück die Oeffnung seines Schlupfwinkels der Seite gerade entgegengesetzt war, von welcher seine Verfolger herankamen, denn ohne Zweifel hätten diese sonst sein Hinaufklettern bemerken müssen, da sie jetzt ebenfalls um die Ecke gebogen hatten und jetzt rasch heranstürmten.

Einem Rudel Wölfe gleich, welche die Beute verloren haben, hielten alle jetzt einen Augenblick an, und flogen im andern eben so rasch wieder weiter, da sie die Hufschläge seines Pferdes in einiger Entfernung vernahmen.

Er sah, wie sie ihre Pferde, den Gemsen gleich, von einem Felsen auf den andern springen ließen, an anderen Stellen wieder sich zwischen denselben hindurchwanden, pfeilschnell dahin flogen, wo es das Terrain nur halbwege erlaubte, und wünschte sich Glück zu seinem Verstecke, da er begriff, daß er diese Hindernisse wohl auf keinen Fall mit der Leichtigkeit wie jene überwunden haben und ohne Zweifel bald in ihre Hände gefallen sein würde.

Sie mußten in der That auch sein ledig laufendes Pferd bald eingeholt haben, denn nach nicht

langer Zeit hörte er sie wieder herankommen, und sah bald darauf die ganze Truppe wieder durch die Felsen zurückreiten.

Freilich erriethen sie jetzt die List, welche er gebraucht hatte, um sie zu täuschen, und sie bemühten sich, ihn aufzufinden, da sie wohl vermuthen konnten, daß er sich irgendwo in den Felsen versteckt haben würde.

Aber zu dieser Art Jagd ist der Chilene wenig geschickt, ein so gefährlicher Feind er auch ist, wenn er dem flüchtigen Gegner zu Pferde folgt. Anstatt abzusitzen, wie es Indianer gethan haben würden, und trotz des steinigen Bodens dennoch nach einer Spur seiner Tritte zu suchen, etwa an Stellen, an welchen das verwitterte Gestein einen leichten Eindruck erlaubt hätte, sprengten sie lärmend und schreiend nach allen Richtungen hin, als gälte es einen Puma aufzustöbern, oder irgend ein anderes Wild zu jagen. Endlich verließen sie die Steinwüste, um unverrichteter Sache spät in der Nacht auf der Hacienda des Sennor Camacho wieder anzukommen.

Was Karl Dosel betraf, so lag derselbe etwa eben so lange in einem tiefen, einer Ohnmacht ähnlichen Schlafe, und als er aus diesem

erwachte, erblickte er durch die Spalte des Felsens ein Stück des gestirnten Himmels.

Einen Augenblick lang glaubte er auf seinem Lager im Zuchthause zu Valparaiso zu liegen, welches wenig weicher als sein gegenwärtiges war.

Aber Leute seines Schlages orientiren sich rasch, und nach kurzem Besinnen wußte er, wo er sich befand, und die Ereignisse, welche einige Stunden vorher stattgefunden hatten, standen klar vor ihm.

Jetzt war sein erster Gedanke: Wasser!

Wer zwölf Stunden lang, so wie er, in der glühendsten Sonnenhitze, und mit der steten Angst, eingeholt und ergriffen zu werden, über Stock und Stein dahin gejagt ist, wird diesen Gedanken sehr natürlich finden.

Trotz seines quälenden Durstes aber verließ ihn die Vorsicht nicht. Da er in diesen Felsen, gewissermaßen fast unter den Augen seiner Feinde, verschwunden, und da ihr erster Versuch, ihn aufzufinden, fruchtlos abgelaufen war, so fand er es sehr natürlich, daß man suchen werde sich seiner auf andere Art zu bemächtigen.

„Sie haben Posten ausgestellt, welche warten sollen, bis Du aus Deinem Verstecke hervorkommst, um Dich zu greifen," dachte er.

Er steckte vorsichtig den Kopf aus seinem Schlupfwinkel und horchte, aber die Todesstille der Nacht wurde durch nichts unterbrochen, als hier und da durch ein von einer Felswand fallendes Stückchen des durch die Verwitterung mürbe gemachten Gesteins.

Er errieth vollkommen richtig die Ursache dieses Geräusches, und da er die Chilenen bereits ziemlich genau kannte, so schien es ihm eben so nicht recht glaublich, daß irgend eine ausgestellte Wache so lange Zeit stehen bleiben würde, ohne irgend wie sich zu rühren.

Um indessen vollkommen sicher zu gehen, räusperte er sich nun, und rief endlich leise und zuletzt mit starker Stimme auf Gerathewohl den Namen Antonio.

Da sich nichts rührte, kroch er jetzt hervor, erreichte den Boden und begann, ohne sein Versteck aus dem Augen zu verlieren, nach Wasser zu suchen.

Anfänglich waren seine Glieder steif und schmerzten ihn, er erhielt indessen bald seine frühere Gelenkigkeit wieder, aber Wasser fand er nicht.

Er lauschte jetzt nicht mehr, wie vorher, nach den Athemzügen irgend eines lauernden Gegners, er lauschte nach dem Rieseln einer Quelle, aber

vergebens, und jetzt, da mit dem Gefühle der Sicherheit gleichzeitig sein Durst immer heftiger wurde, war er der Verzweiflung nahe.

Er legte die glühende und aufgesprungene Zunge wider einen Felsen, obgleich es aber außerhalb seiner Felsenspalte im Freien fast kühl war, war doch das Gestein noch erwärmt von der Hitze des Tages. Er wandte sich mit Abscheu weg.

In seiner Tasche befand sich ein Stückchen Brod und etwas getrocknetes Ochsenfleisch, aber es war ihm nicht möglich, einen Bissen hinabzuwürgen.

Wasser!

Aber Karl Dosel, der von Europa nach Südamerika gegangen war, um ein Millionär zu werden, war der Mann nicht, um vollständig den Muth zu verlieren.

Da es ihn, trotz des verzehrenden Durstes, dennoch zu frösteln begann, kroch er in sein Versteck zurück und wartete, bis der Tag zu grauen begann.

Dann verließ er dasselbe, beladen mit seinem Golde, und schleppte sich eine Zeit hindurch planlos weiter, bis er bemerkte, daß nach einer Seite hin die kesselförmige Vertiefung des Bodens

sich zu öffnen schien, und endlich bergabwärts führte.

Dort vielleicht!

Im Uebrigen kam es ihm vor, als sei sein Durst nicht mehr so unerträglich und quälend, als während der Nacht, auch hatte er, was er schon bei ähnlichen Fällen in Europa gethan hatte, kleine Steine in den Mund genommen, und dies verschaffte ihm wenigstens eine Spur von Linderung.

Um sich moralisch zu kräftigen, schüttelte er bisweilen die beiden Satteltaschen und labte sich an dem Klange der gestohlenen Goldstücke, aber einen Plan für die nächste Zukunft faßte er deshalb doch nicht. Wasser vor Allem!

Er schritt so rasch vorwärts, als es seine Kräfte erlaubten, und stand auf einmal an einem Abhange, dessen Oberfläche mit verwitterten Gesteinstrümmern bedeckt war, ohne Zweifel eine eingestürzte Seitenwand des alten Kraters, in welchem er sich bisher befunden.

Und jetzt schüttelte er nicht mehr seine Goldstücke.

Drunten in der Thalschlucht, am Fuße des Abhanges, grünte eine üppige Vegetation, und unter der dichten, mit glänzenden Blüthen durchwirkten Blätterdecke erklangen liebliche Laute,

seinen Ohren jetzt süßer als selbst des gelben Goldes reizender Klang.

Halb sprang, halb fiel und stürzte er an der abschüssigen, mit Geröll bedeckten Thalwand hinunter, brach durch das Gebüsch und warf sich in das Wasser der kleinen Quelle, deren Rieseln er von oben vernommen, kühlte seine Glieder und trank in gierigen Zügen.

Dann richtete er sich auf und aß die Hälfte des geringen Vorraths an Brod und Fleisch, den er bei sich führte, dann trank er wieder, und jetzt fühlte er das Bedürfniß des Schlafes, denn in seiner Felsenspalte, wo der Durst ihn gequält, hatte er nicht geschlafen, sondern nur fieberhaft geträumt von Wasser und von Trinken.

Unfern seiner lieben Quelle warf er sich jetzt abermals in's Gebüsch und schlief, und als er wieder erwachte, fühlte er sich stark und kräftig, und alle Spuren der gestrigen Leiden waren verschwunden.

Jetzt begann er zu überlegen, denn er wußte, daß man rasch besonnen sein müsse in Noth und Gefahr, und selbst bei schlimmen Leiden, verwundet oder dem Verschmachten nahe, und hart gedrängt, doch alle Kraft des Körpers und des Geistes aufbieten müsse, um zu entkommen und sich zu retten für den Augenblick.

Um für die Zukunft aber einen Plan zu fassen, mußte man gesund und kräftig sein, frischauf, der Sorge des Augenblicks wenigstens überhoben.

Das war er jetzt, und so sann er nach, was nun beginnen.

Er hatte eine artige Summe beisammen, in Baarem sowohl, als auch in Juwelen, aber nach Europa zurückkehren wollte er deshalb doch nicht, und er hätte dies nicht gethan, wäre im Augenblicke auch die beste Gelegenheit dazu dagewesen.

Er fürchtete Gewissensbisse in der Heimath, wenn er hier, in fremdem Lande, nicht Alles aufgeboten, um jene Millionen zu erringen. Auch lief es direct seiner Ehre entgegen, umzukehren auf halbem Wege bei irgend einer Unternehmung, sei es nun Taschen- oder Hausdiebstahl, Einbruch, Straßenraub, oder irgend ein anderes Geschäft.

Nach Peru also!

Alle Fährlichkeiten des Landweges und dessen fast unbesiegbare Schwierigkeiten hatte er freilich nicht vollkommen erwogen, er hielt ein solches Unternehmen stets noch für möglich, aber er beschloß dennoch, es vorher zu versuchen, zu Schiff dorthin zu kommen.

Zu diesem Zwecke wollte er zuerst in ein Dorf

oder einen Flecken gehen, dort ein Pferd kaufen, abermals durch die Geschicklichkeit, die er besaß, sich unkenntlich machen, und dann nach Santjago reisen. Er hatte Geld, konnte anständig auftreten, und er hoffte auf diese Art sowohl am leichtesten seine Spur verwischen zu können, als auch in jener Stadt irgend eine Bekanntschaft zu machen, durch welche er, ohne Aufsehen zu erregen, einen Platz auf einem nach Peru segelnden Schiffe erhalten könnte.

Vorher aber beschloß er, einen Theil seines Goldes kawwer zu legen, das heißt zu vergraben, theils weil er unmöglich die schwere Last zu Fuße und bis es ihm möglich wurde, ein Pferd zu erwerben, mit sich schleppen konnte, theils weil er nicht Alles auf eine Karte setzen wollte.

Es war möglich, daß man ihn wieder ergriff, ihm seine Schätze abnahm, und daß es ihm abermals gelänge zu entkommen.

So blieb ihm doch ein Theil seines sauer erworbenen Vermögens gesichert. Hatte er eine Gelegenheit nach Peru ausgekundet, so konnte er vorher leicht seinen Schatz holen und mit sich nehmen.

Er steckte daher so viel Gold zu sich, als er ohne Beschwerde tragen konnte, und vergrub die

Satteltaschen, welche das übrige Gold enthielten, mit der Gewandtheit eines in dergleichen erfahrenen Mannes; dann kehrte er an den Ort zurück, an welchem er geschlafen hatte, ruhte noch eine kurze Zeit, und stieg dann auf gut Glück den jenseitigen Abhang hinauf, um irgend eine Dorfschaft zu erreichen.

Es war Zeit, denn etwa eine Stunde später standen zwei Männer an der Stelle, an welcher er vorher so süß geschlummert hatte, und der eine derselben zeigte nach dem Abhange, auf welchen er gestiegen, um aus der Schlucht zu kommen, und sagte:

„Hier kletterte er aufwärts, denn hier, hier und hier, ist frisches Gestein abgestoßen worden. Da aber auf dem Boden schlief er, und das zwar bei Tage und vor nicht langer Zeit, denn länger als ein paar Stunden ist das Gras hier nicht zertreten und niedergedrückt.

Den Abhang hier auf dieser Seite aber ist er in der größten Eile herabgekommen, aber kaum verfolgt, denn er hat an der Quelle da sich länger aufgehalten, und, wie hier der Streifen Lehm, der längs des Randes hinläuft, anzudeuten scheint, sich selbst in das Wasser gelegt. Ohne Zweifel hatte er heftigen Durst.“

„Du bist ein Teufelskerl, Gomez," erwiederte der Andere, welcher Pablo, Heinrich's Knecht, war, „aber bei alledem sehe ich doch nicht ein, wie wir so geschwind seiner Spur folgen können. Droben zwischen den Felsen stehen unsere Pferde, und wären sie auch hier, wir können doch unmöglich diese Wand hinan reiten!"

„Ihr seid, sitzt Ihr nicht auf Euren Pferden, hülflos wie kleine Kinder," sagte Gomez, „während wir, obgleich wir besser reiten als Ihr, auch auf unseren Füßen stehen können. Gieb Acht! Du steigst hier hinauf, rechts, gehst zu den Pferden und schlägst die Richtung ein, die ich auf der linken Seite verfolge."

„Wie weiß ich, wo Du Dich hinwendest, wenn Du oben im Gebüsch verschwunden sein wirst," sagte Pablo.

Gomez trat einen Schritt zurück und ahmte täuschend den Ruf eines Geiers nach, ohne indessen weiter ein Wort zu sprechen. Auch Pablo nickte jetzt blos zustimmend mit dem Kopfe.

Jetzt aber fuhr Gomez fort:

„Sobald Du jedoch die Möglichkeit siehst, mit den Pferden zu mir zu gelangen, thust Du dies. Du begreifst den Grund."

Pablo nickte abermals zustimmend, und hier=

auf kletterte der Eine rechts, der Andere links aufwärts, um ihre Jagd zu beginnen, wir aber wollen uns nach der Hacienda des Sennor Camacho begeben, theils um nach Heinrich zu sehen, theils um zu erfahren, wie man dazu kam, jetzt zwei Menschen auf die Verfolgung des Diebes zu schicken, während vorher eine bei weitem größere Anzahl seiner nicht habhaft werden konnte.

Heinrich, welchen wir am Schluß des vierten Kapitels in einer nichts weniger als beneidenswerthen Lage zurückgelassen haben, saß, dumpf vor sich hinbrütend, in seiner Stube.

Mit Ausnahme des Umstandes, daß er Karl die Feile gegeben, konnte er sich eigentlich nichts vorwerfen. Und sollte er sich seinem Landsmanne, dessen Verworfenheit er ja noch nicht kannte, nicht hülfreich erweisen? Aber der Schein war gegen ihn. Man sah ihn als einen Mitschuldigen des Diebes an, den er mit nach der Hacienda gebracht, und dem er vielleicht folgen wollte, um die Beute mit ihm zu theilen, denn daß jener ebenfalls ihn bestohlen, schien man nicht zu glauben, oder wenigstens keinen Werth darauf zu legen.

Desto größeren Werth legte er selbst darauf. Es war das anvertraute Geld seines Herrn, welches er auf solche Art verlor bei dem ersten, grö-

ßeren Geschäft, das ihm jener aufgetragen. Wie sollte er Pereira, seinem Wohlthäter, vor die Augen treten!

Dann dachte er an die Sennoritas, bei welchen er gestern den Angenehmen und Schalkhaften gespielt, und heute saß er oben im Verdacht der Gaunerei und des Diebstahls, und gewissermaßen als ein Gefangener.

Er bedeckte sein erglühendes Gesicht mit den Händen, und wünschte sich weit weg von hier, ja sollte es nicht anders sein, selbst zu seiner lieben Frau und zu den Tanten.

Die Speisen, welche man ihm brachte, rührte er kaum an, und als des Nachmittags der Sennor Camacho ihn besuchte und ihn einlud, einen Spazierritt mit ihm zu machen, schüttelte er schweigend das Haupt.

Dann forderte ihn Camacho auf, mit hinunter zur Familie zu kommen.

„Als ein Dieb!" rief Heinrich.

„Es wird sich aufklären," versetzte jener, aber er drang nicht weiter in ihn, obgleich er freundlicher gegen ihn war als anfänglich, und, als er ihn endlich verließ, ihn fast herzlich grüßte.

Beim Einbruch der Nacht hörte er, daß die Knechte von der Verfolgung Karl's zurückkamen,

aber er merkte auch sogleich, daß sie den Flüchtigen nicht eingebracht hatten, und warf sich so trostlos auf sein Lager, als er es am Morgen erschrocken verlassen hatte.

Während aber jetzt die Knechte schweigend sich zur Ruhe begaben, und wenig Wesens machten von ihrer verunglückten Expedition, bat Pablo, welcher, wie wir wissen, dieselben begleitet hatte, den Herrn des Hauses um Gehör.

Nachdem er die fruchtlose Jagd geschildert, sagte er:

„Auf diese Weise fangen wir diesen Spitzbuben nicht, der Euch und den armen Teufel, dessen Diener ich zur Zeit bin, bestohlen hat. Der Bursche ist schlau, und wir müssen einen andern Weg einschlagen. Eure Knechte sind Windhunde, die den Hasen auf freiem Felde sicher fangen. In den Schluchten und im Walde, wohin sich aber jener jetzt, wie es scheint, verkrochen hat, müssen wir einen Spürhund haben. Den habt aber Ihr, Sennor Camacho, im Hause in der Person Eures araukanischen Knechtes, des Gomez."

„Was," rief Camacho ganz erstaunt, „des faulen Indianers, der, so lange er in meinem Hause ist, noch nicht dahinter gekommen zu sein scheint, ob er lieber schläft oder ißt, und nichts thut, als

Versuche anzustellen, um das Wahre herauszukriegen!“

„Jeder,“ versetzte Pablo, „thut nur das gut, was er gern thut, daß aber Euer Gomez, neben Essen und Schlafen, am liebsten in den Wäldern streift, ist sicher. Laßt ihn kommen, Sennor.“

„Ich habe nichts dawider,“ sagte Camacho, „aber sagt mir einmal, mein guter Pablo, haltet Ihr Euern sogenannten Herrn, diesen andern Doselio, für unschuldig?“

„Für so unschuldig, als Euch selbst, Sennor,“ erwiederte Pablo mit dem Tone der Ueberzeugung, und hierauf setzte er dem Sennor Camacho die Gründe auseinander, wegen welcher er diese Ueberzeugung gewonnen.

Er hatte bemerkt, wie unangenehm Heinrich die Begleitung jenes Menschen war, und zugleich, mit welcher Frechheit jener sich aufgedrängt hatte.

Der deutschen Sprache war Pablo zwar nicht vollkommen mächtig, doch hatte er schon einige Male Deutschen gedient*), und verstand genug,

*) Fremde miethen häufig solche Knechte, welche fast stets treu und zuverlässig sind, alle Wege und Stege kennen, und trefflich für alle Bedürfnisse ihres zeitweiligen Herrn sorgen. Man kann dieselben auf Tage sowohl, als auch auf Monate

um einen großen Theil der Unterhaltung Heinrich's und Karl's wenigstens errathen zu können, woraus er schloß, daß Beide sich erst an Bord eines Schiffes kennen gelernt hatten.

Karl Dosel aber hatte Pablo, als er, Heinrich's Diener spielend, mit diesem zusammen ritt, erzählt, daß Beide sich in Europa genau gekannt und allerlei tolle Streiche zusammen ausgeführt hätten.

Auch in der Hacienda des Camacho hatte er einigen Dienern dies anvertraut, obgleich er im Ganzen und gegen die Uebrigen die Rolle eines Dieners durchgeführt, und aus allem diesem schien hervorzugehen, daß er beabsichtigte, während er entfloh, Heinrich als seinen Mitschuldigen in Verdacht zu bringen und ihm Ungelegenheiten zu bereiten.

Freilich konnte Pablo den Grund nicht errathen, weshalb jener Gauner also handelte, und als Camacho ihn deshalb befragte, sagte er:

miethen, und das Verhältniß zwischen Herrn und Diener ist ein ähnliches, wenn gleich lange nicht ein gleiches, wie das eines Reisenden in Europa, der eine fremde Stadt besucht, und eines Lohndieners. Auch Einheimische bedienen sich nicht selten solcher Knechte, wenn sie weitere Reisen unternehmen, und der Lohn, den diese Leute bekommen, ist verhältnißmäßig gering.

„Ich weiß es nicht, aber ich wollte beschwören, daß es so ist, ja ich bin fest überzeugt, daß er jenem Heinrich schon an Bord nach dem Leben trachtete. Im Hause des Gastfreundes des Sennor Pereira hörte ich erzählen, daß dieser in einer stürmischen Nacht über Bord gefallen, und nur durch ein außerordentliches Glück wieder gerettet worden sei.

Ich selbst habe mit diesem kein Wort über diese Sache gesprochen, wohl aber suchte der Andere noch auszuforschen, was mein Herr von der Sache dächte, und ob er keinen Verdacht geäußert hätte.

Er selbst hat ihn hineingestoßen," schloß Pablo, „und kein Anderer, und ich will's ihm sagen, wenn ich ihn, wie ich hoffe, unter mich kriege."

„Ihr schwärmt für Euren Doselio," sagte Camacho, „während sein Namensvetter, wenn er wirklich nichts weiter ist, verzweifelt schlecht bei Euch angeschrieben steht."

„Ja," rief Pablo, „ich habe den jungen Mann gern, ganz abgesehen davon, daß ich jetzt sein Diener bin, und ich mag überhaupt die Deutschen leiden, mit welchen ich immer gut ausgekommen bin, und welche ehrliche Burschen sind."

„Hm! der Andere ist, wie ich glaube, ebenfalls —"

Aber Pablo ließ den Sennor Camacho nicht ausreden.

„Spitzbuben giebt es überall auf der Welt," rief er eifrig, „wenn Ihr aber erlaubt, daß ich mit Gomez ausziehen darf, um den unsrigen zu fangen und Eure Diamanten und Euer Gold wiederzuholen, so laßt ihn kommen. Nach einigen Stunden Ruhe bin ich zum Aufbruch bereit."

Camacho willigte ein, und nachdem man Gomez gerufen, und ihm auseinandergesetzt hatte, was man von ihm verlangte, sagte dieser einfach:

„Si Senor!"

„Das will nichts bedeuten," erwiederte Camacho, „drücke Dich deutlich aus und sage, ob Du Dich getraust, die Spur dieses Menschen zu finden und sich seiner zu bemächtigen."

„Wer kann sagen, was in der nächsten Stunde vorgehen wird?" versetzte Gomez.

„Das kann ich Dir sagen, Freund Gomez," sagte Pablo. „Wenn Du vorziehst, hier zu bleiben, so wirst Du morgen mit dem Frühsten beginnen, das große Maisfeld hier bei der Hacienda gründlich umzugraben, und wenn Du bis zum Abend nicht damit fertig bist, so wird man Dich ein

wenig bei den Ohren ziehen und Dich auf halbe Kost setzen.

Wenn Du mich aber begleiten willst, um dem Diebe auf die Spur zu kommen, der Deinen Herrn bestohlen hat, und wenn es uns gelingt, ihn zu fangen, so wird Dir der Sennor, wie ich nicht zweifle, eine gute Belohnung geben, und Du sollst vier Wochen lang die Erlaubniß haben zu faulenzen, wie Du es bisher ohne Erlaubniß gethan hast."

„Ist der Dieb ein Indianer, oder einer der Eurigen?"

„Ausnahmsweise ist es diesmal kein Indianer," versetzte Pablo.

„Wenn man mich auf die Stelle bringt, an welcher Ihr seine Spur verloren habt," sagte Gomez mit großer Ruhe, „so will ich ihn fangen."

Die Sache war abgemacht, Pablo ging, um einige Stunden zu schlafen, und mit dem Grauen des Tages machten sich Beide auf den Weg.

Abermals ein paar Stunden später, denn man ist in Chile verständig genug, am Morgen hinlänglich auszuschlafen, trat Camacho bei Heinrich ein.

„Sennor," sagte er freundlich, „ich würde es als eine Beleidigung aufnehmen, wenn Sie noch länger Ihr Zimmer nicht verlassen würden. Die

schlimme Angelegenheit hat sich aufgeklärt, und die Meinigen erwarten Sie beim Frühstück."

„Großer Gott!" rief Heinrich entzückt, „so hat man also diesen räuberischen Hund dennoch gefangen! Welch ein Glück!"

„Ich habe an den Sennor Pereira geschrieben," fuhr Camacho ausweichend fort, „damit er zuerst aus meinem Munde den Vorgang erfährt, und damit Sie frei von aller Schuld dastehen. Aber jetzt vorwärts!"

Er nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu den Sennoritas, welche abwechselnd den Verlust ihrer Diamanten beklagten, und ihn dann wieder doppelt mit Artigkeiten und fast mit Liebkosungen überschütteten, daß er nichts weiter begriff, als daß man zwar des Räubers sich noch nicht versichert habe, daß man ihn selbst aber von jeder Schuld freispreche.

Da der Sennor Camacho seinerseits auf keine, den Diebstahl betreffenden Fragen Heinrich's eine weitere Antwort gab, sondern stets von anderen Dingen zu sprechen begann, so fügte sich der junge Mann endlich in sein Schicksal, ward unbefangen, und endlich selbst heiter.

So verging der Tag. —

Nachdem Karl Dosel die Höhe der Thalschlucht, dem Laufe der Quelle nach die rechte, erstiegen

hatte, wanderte er munter fürbaß. Er hatte sich einen Stock geschnitten und schlug jetzt im Vorübergehen nach den nächsten Zweigen der Gesträuche, zwischen welchen er hindurchschritt, anfänglich aus Uebermuth, oder vielleicht aus Gewohnheit, wie es mehrere Leute zu thun pflegen, dann machte ihm die Eigenthümlichkeit einiger Pflanzen besonderes Vergnügen, und er blieb bisweilen stehen und fuchtelte wacker in ihren Zweigen umher.

Es sind dies einige Tupaarten, welche häufig um Valparaiso vorkommen, und Sträuche von sechs bis sieben Fuß Höhe mit rothen, violetten und blauen Blüthen bilden.

Diese Eigenthümlichkeit, welche Karl Dosel jenesmal, und später wohl auch andere kindliche Gemüther belustigte, war die, daß die holzigen und ziemlich starken Stengel dieser Sträuche bei einem, selbst nur ganz leicht gegen dieselben geführten Schlage wie Glas abspringen.

„Was das für dummes Strauchwerk ist," sagte er zu sich selbst; dann wurde er aber dieser Unterhaltung müde und hielt Ausguck nach einem Dorfe oder nach einzelnen Gehöften, da er vor Allem ein Pferd zu kaufen wünschte, und sicher war, wo er nur Menschen treffen würde, auch ein Pferd zu bekommen, da Niemand in Chile ohne Pferde ist.

Er sah aber nirgends eine Spur menschlicher Wohnungen, und entweder nur bewaldete Höhen, kahle Flächen, oder steile, felsige Abhänge, indessen war er darüber nicht sehr bekümmert.

Ein wenig Brod und Charque, an der Sonne getrocknetes Ochsenfleisch, hatte er noch, dies reichte für heute, morgen mußte er denn doch zu Menschen kommen. Vom Abhange der Schlucht entfernte er sich übrigens nicht allzu weit, auf der Sohle derselben floß Wasser, immerhin war an manchen Stellen mit nicht sehr großer Mühe hinabzuklettern, und die Qual des Durstes, die er erlitten, war ihm noch allzu frisch im Gedächtniß.

Im Uebrigen war er lustig und guter Dinge.

Der Gauner, der allgemein als solcher anerkannte, der mit der übrigen Menschheit in offener Fehde lebt, benutzt jeden freien Augenblick, um fröhlich zu sein. Freilich am liebsten in der Schenke und mit gleichgestimmten Seelen; ist aber das eben nicht zu haben, so muß die freie Natur den Branntwein ersetzen und das Vergnügen der Geselligkeit.

Karl Dosel kümmerte sich zwar nicht um die landschaftlichen Schönheiten, um die romantischen Schluchten und Querthäler, welche sich bisweilen am jenseitigen Abhange öffneten, und um die

nicht selten sich bietenden reizenden Fernsichten, aber er athmete mit Wollust die frische Luft ein, welche gekühlt und würzig über die Höhen strich, und dann — hatte er Geld, was eine Hauptsache für den öffentlichen Gauner, für den privatisirenden, und endlich auch selbst für den ehrlichen Mann ist.

Morgen würde er sich ein Pferd kaufen, und dann, in Santjago, war wohl Gelegenheit, sich schadlos zu halten für die ausgestandenen Strapazen.

An eine weitere Verfolgung dachte er nicht.

„Die einfältigen Burschen haben gestern wohl genug bekommen und die Lust verloren, einem pfiffigen Kerl, wie Du bist, noch ferner nachzuspüren," sagte er wohlgefällig zu sich selbst, obgleich er instinctartig von Zeit zu Zeit stehen blieb und horchte.

Aber er hörte nicht das mindeste verdächtige Geräusch; nur erscholl bisweilen in einiger Entfernung der eintönige Schrei eines Geiers, obgleich er nirgend in der Luft einen solchen Raubvogel entdecken konnte.

Er dachte, wie Alles einfältig und abgeschmackt sei hier im Lande. Die Menschen ließen sich bestehlen, und hätten trotz aller Mühe ihn doch nicht fangen können. Die Bäume hätten Aeste, die

wie Glas zerbrechlich wären, und die Geier liefen auf der Erde umher, anstatt, wie in anderen Ländern, ordentlich in der Luft zu fliegen.

Endlich aber wurde ihm, er wußte selbst nicht recht aus welchem Grunde, der Ruf jenes Vogels dennoch unangenehm, und er blieb abermals stehen, um zu horchen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1\frac{5}{6}$ Thlr. In elegantestem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Ernesti, Louise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. $2\frac{5}{6}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika und dessen deutschen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{5}{6}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erste Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 4. Auflage. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Th. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Walfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden 1 Thlr.

Guseck, Bernd von, Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5^1/_2$ Thlr.

Guseck, Bernd von, Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd von, Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2^3/_4$ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evangelischer Christen. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. $1^1/_3$ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $1^3/_4$ Thlr.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein culturhistorischer Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. 3 Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pest. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademi in Pesth, Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geistliche und Lehrer. 2. Aufl. gr. 8. broch. $1^1/_3$ Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, die Bedeutung der Realschulen für das moderne Kulturleben. Für Lehrer, Schulvorstände und Freunde der Volksbildung. Zugleich eine Entgegnung auf Dr. Heiland's Schrift: „Zur Frage über die Reform der Gymnasien.“ gr. 8. broch. 16 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, die Weltgeschichte in Lebensbildern und Charakterschilderungen der Völker, mit besonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung. 3 Bde. 8. broch. $2^2/_3$ Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pest. Der Volksschullehrer. Pädagogik der Volksschule. 2. Aufl. 8. broch. 27 Ngr.

Lippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Mayordomo. Erzählung aus dem südlichen Kalifornien und Neu-Mexico. Im Anschluß an den „Halbindianer“ und „Flüchtling“. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Palmblätter und Schneeflocken, Erzählungen aus dem fernen Westen. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Möllhausen, B., Der Halbindianer. Erzählung aus dem westlichen Nord-Amerika. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. $22^1/_2$ Ngr.

Möllhausen, Balduin, Der Flüchtling. Erzählung aus Neu-Mexico und dem angrenzenden Indianer-Gebiet. Im Anschluß an den „Halbindianer". 4 Bde. 8. broch. 5 3/4 Thlr.

Neumann, H., Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht. 8. broch. 25 Ngr.

Stahl, Arthur, Ein Prinz von Gottes Gnaden. 8. broch. 1 1/4 Thlr.

Sternberg, A. von, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Sternberg, A. von, Peter Paul Rubens. Biographischer Roman. 8. broch. 1 1/4 Thlr.

Sternberg, A. von, Künstlerbilder. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sternberg, A. von, Kleine Romane und Erzählungen. 8. 3 Bde. broch. 3 1/2 Thlr.

Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundsechsziger. 9 Bde. 8. broch. 10 1/2 Thlr.

